Thierquälerei

und

Menschenvergiftung.

Zusammenstellung

der

schädlichsten Mißhandlungen der zur menschlichen Nahrung benützten Thiere.

Thierquälerei

Thierquälerei

und

Menschenvergiftung.

Zusammenstellung

der

schädlichsten Mißhandlungen der zur menschlichen Nahrung benützten Thiere.

Nebst Anhang über Parasiten

zunächst

Bandwurm und Trichine

zur

Beruhigung und Vorsicht.

(Schrift des württemb. Thierschutzvereins.)

Stuttgart.
Verlag von A. Oetinger.
1864.

Stuttgart. Druck von C. Greiner.

Gesetzlicher Thierschutz.

Unser Zeitalter „das Jahrhundert der Aufklärung, Intelligenz und Humanität," hat angefangen, auch der „vernunftlosen Thierwelt" eine Art von Berechtigung zuzuerkennen. Es haben sich nicht nur da und dort „Vereine zu Abschaffung der Thierquälerei" zusammengethan, sogar „gesetzgebende Körper" haben gesetzliche Bestimmungen z. B. gegen „Aufsehen und öffentliches Aergerniß erregende Mißhandlungen, besonders der Nutz- und Arbeitsthiere", gegen „Ausrottung der Singvögel" veranlaßt. Gewiß wird jeder gerecht Denkende und Fühlende diesen Bestrebungen warmen Dank zollen. Allein weiter, als gegen diese Aeußerungen menschlicher Unvernuft: —

einmal den Kapitalwerth der eigenen Zug- und Arbeitsthiere durch „Abschinden" zu verringern oder ganz aufs Spiel zu setzen, —

und dann einen Theil der — mit Recht oder Unrecht dafür angesehenen — „besten und wirksamsten thierischen Bundesgenossen" des Landmannes, Gärtners, Winzers, gegen das schädliche „Insektengeschmeiß," — und zwar mit Beschränkung auf die insektenfressenden Vögel — ohne Zweck, oft muthwillig wegzuschießen und wegzufangen, ja sogar, wie es schon vorkam, mit Zeit, Mühe- und Kosten-Aufwand zu vertilgen; —

weiter als gegen diese Verkehrtheiten hat sich bis jetzt die gesetzgeberisch-polizeiliche Wirksamkeit noch nicht erstreckt, der, bei allen ihren lobenswerthen Motiven und

dankenswerthen Absichten, immer noch eine ziemliche Färbung eigennützigen menschlichen Interesses anklebt.

Mißhandlungen der zur menschlichen Nahrung dienenden Thiere.

Und doch besteht die Unvernunft der Thierquälerei, zum eigenen Schaden des „vernünftigen Menschen", des „Herrn der Schöpfung", nicht blos in vorzeitiger Abnützung seiner Arbeitsthiere, noch in Wegschießen und Wegfangen nützlicher Vögel und Ausnehmen ihrer Nester; vielmehr und in noch weit höherem Grade läßt sich solche Unvernunft in der Behandlung der zur menschlichen Nahrung benützten, insbesondere der Schlachtthiere nachweisen.

Es soll hier bei dem Beginn dieser Nachweisung nicht vorangestellt werden, daß schon die gesunde Vernunft ein mitleidiges Einsehen mit den von dem Menschen benützten Thieren gebieten sollte; es soll nicht gefragt werden: ob es mit der Würde des „vernünftigen", des „denkenden" und „fühlenden" Menschen, mit der ersten und allgemeinsten Forderung der Vernunft, der Gerechtigkeit in Einklang gesetzt werden könne, wenn von Denjenigen, welche den Beruf haben, das göttliche Gesetz der Sittenlehre zu predigen, das Gesetz menschlicher Gerechtigkeit zu handhaben, noch immer ruhig zugesehen wird, daß die vernunftlosen Mitgeschöpfe mit kaltem Blut gequält werden; wenn sogar Sitten- und Sanitäts-Polizei es ruhig geschehen lassen, daß noch immer thörichte, zweckwidrige Schlächter-Handwerksbräuche und raffinirte Küchen-Vorurtheile ebenso unnöthig, wie zweckwidrig den armen — zur Schlachtbank bestimmten Thieren Qualen verursachen, die so leicht zu vermeiden wären.

Wir sind auch vollkommen der Ueberzeugung, daß zartere Gemüthsregungen, wie Mitgefühl und Erbarmen, nicht wohl geeignet sind, diejenigen Hände zu regieren, welche Messer und Beil im Schlachthaus, welche das stumpfe Küchen-

messer führen und daß hier nur durch Gesetz und Verordnung zu helfen wäre. Allein wenn ein Mitgefühl mit der „seufzenden Creatur" in der Brust des gewerbsmäßigen Schlächters vergeblich gesucht wird: sollte es denn selbst in dem Busen der „zarten Hausfrau" und ihrer „dienenden Gehülfin am häuslichen Herde" nicht zu finden sein? —

Persönliches Interesse jedes Fleischessers.

Doch, wir wenden uns an eine — in dieser „materiellen Zeit" — viel mächtigere Triebfeder, als das „menschliche Gefühl", wir wenden uns an das eigene persönliche Interesse eines Jeden unter dem fleischessenden Publikum, da dessen leibliches Wohl und Wehe hiebei betheiligt ist.

Dieses persönliche Interesse ist in noch weit höherem Grade, als das — durch Abschinden der Arbeitsthiere und Verfolgung nützlicher Feldthiere beeinträchtigte Geldinteresse, — mit einer vernünftigen, milderen und ebendamit zweckmäßigeren Behandlung der zur Schlachtbank bestimmten Thiere verknüpft: denn es handelt sich hier darum:

> „Ob die von den armen Thieren gewonnene Nahrung eine gesunde, kräftige, stärkende und gedeihliche Kost werden, oder eine verschlechterte, gesundheit-schädliche, bis nahebei zur eigentlichen Vergiftung gesteigerte Beschaffenheit erhalten soll."

Dieß wird schon im Voraus, selbst dem einfachsten Menschenverstande, bei Zurathhalten bekannter Thatsachen einleuchten müssen.

Schlimme Folgen übergroßer Strapazen.

Thatsache ist, daß das Fleisch des auf der Parforce-Jagd zu Tode gehetzten Hirsches für menschlichen Genuß unbrauchbar wird. „Es wird giftig" ist die alte Waid-

mann-Erfahrung und nicht einmal den Jagdhunden darf es gereicht werden.

In dem Körper der auf weiten Transporten abgetriebenen, durch Entbehrungen aller Art geschwächten Schweine, Rinder (des sogen. Steppen-Viehes) ꝛc., erzeugen sich Krankheitsstoffe, welche bis zum „Milzbrand" zur „Löserdürre" und „Rinderpest" gesteigert, das Blut und Fleisch derselben „vergiften", nicht blos zur menschlichen Nahrung untauglich, sondern — und sogar für Menschen — durch bloße äußerliche Berührung ansteckend und schnell tödtlich machen.

Es ist bekannt, daß Menschen, welche in jenen Gegenden erkrankte Thiere noch schlachteten, um Haut und Fleisch zu retten, durch die bloße Benetzung der Hände, Arme, Lippen (von dem zwischen die Zähne genommenen Schlachtmesser), mit dem vergifteten Blut, Pestbeulen bekamen und elendiglich starben.

Bekannt sind die ungeheuren Verluste, welche die in früheren Zeiten den Kriegsheeren nachgeführten Ochsenheerden durch gefallene Thiere erlitten, daher diese Art von Proviantirung mit Recht aufgegeben ist.

Schlimme Folgen von Affecten.

Der Biß sonst harmloser, unschädlicher Thiere, wenn sie zum Zorn, zur Wuth gereizt werden, wird gefährlich, ja selbst tödtlich. Es ist hier nicht sowohl der Biß toller Hunde, Katzen, Füchse gemeint; diese Tollwuth wird für eine eigene, durch den Biß ansteckende Krankheit, „die Wasserscheu", der genannten Thiere gehalten. — Es sind jedoch auch Fälle bekannt, wo der Biß blos gereizter Hunde bei Menschen die tödtliche Wasserscheu zur Folge hatte, ohne daß diese Hunde selbst wasserscheu wurden; so daß also die Aufregung des Thieres zum Zorn oder Wuth die gleiche Gefährlichkeit des Bisses zur Folge hat, wie die durch die körperliche Krankheit entstandene Wuthaufregung. Wir sprechen jedoch von

anderen Fällen, als denjenigen, welche durch jene der Wasserscheu ursprünglich unterworfenen Fleischfresser verursacht wurden. Wir reden hier von Fällen, wo ein bis zur Wuth gereizter Hahn, eine ebenso gereizte Ente, bis zur Wuth mißhandelte Pferde, Rinder, ja sogar bis zur Wuth gereizte Menschen ihren Quälern Bißwunden beibrachten, die krebsartige Schäden oder Starrkrampf und am Ende den Tod brachten.

Man will diese Erscheinungen dadurch erklären: daß der Speichel durch den Wuthaffect giftige Eigenschaft annehme, obgleich dieses Gift chemisch nicht nachweisbar ist. Diese Flüssigkeit ist aber nur eine Ausscheidung aus dem allgemeinen Nahrungssaft, dem Blute.

Dieses, das Blut, wird durch Angst, Zorn, Wuth, Eckel und andere starke Affecte zuerst krankhaft verändert, die mißhandelten Thiere selbst werden krank, wie die Menschen durch „Alterationen" körperlich krank werden, weil der regelmäßige natürliche Stoffwechsel im Blut, und durch das Blut in allen Theilen des Körpers, durch solche Affecte wesentlich gestört wird und Krankheitsstoffe in den Körpersäften dadurch erzeugt werden.

Es ist eine durch chemische Untersuchung nachgewiesene Thatsache, daß gerade die feinsten Nahrungssäfte, daß die, die Fleischnahrung vorzugsweise gedeihlich machenden Nährstoffe, durch Schmerzen, Qualen, Aengstigungen der Schlachtthiere vor und bei dem Schlachten, sogar in unglaublich kurzer Zeit aus dem Fleisch verschwinden, während die gröbere Gallerte oder das Gelée, Bouillon, der thierische Leim allein, das, was zunächst in der Fleischbrühe aufgelöst ist, nach genauen, an fleischfressenden Thieren angestellten Versuchen, nicht das kräftig Nährende der Fleischnahrung ausmacht, wie denn z. B. Hunde, die Monate lang ausschließlich mit bloßer Gallerte gefüttert wurden, abmagerten und zuletzt an Entkräftung starben.

Schlimme Folgen durch körperliche Mißhandlung, Erhitzung und Erkältung.

Sollen wir nun neben diesen Thatsachen, welche einen nachtheiligen Einfluß von starken Gemüthsaffecten auf die Gesundheit des Körpers und seine Lebensfunktionen und Lebenselemente beweisen, noch von den ebenso nachtheiligen Einflüssen reden, welche durch thätliche körperliche Mißhandlung entstehen müssen, von den Gesundheitsstörungen durch blutige Verletzungen, Stöße, Schläge, durch Erhitzung, Erkältung, durch schädliche, zweckwidrige Nahrung u. s. w.? Und sollen wir noch beweisen, daß das, was dem Menschen schädlich wird, dem Thiere nicht auch in gleicher Weise schaden müsse?

Weiß nicht jeder Pferdeknecht, daß große Hitze, wie große Kälte Entzündungskrankheiten erzeugen; weiß nicht jeder Landwirth und Thierzüchter, wie Hunger, besonders aber Durst die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit der Thiere nach sich zieht; welch wesentlichen Einfluß die Beschaffenheit des Futters auf die Gesundheit und das Gedeihen derselben hat? Lehrt nicht jede Schwurgerichtsverhandlung über Prügeleien, daß der Geprügelte Wochen und Monate lang krank und bettlägerich wird; von den nur allzuoft vorkommenden blutigen Verletzungen bei Raufhändeln gar nicht zu reden? Und doch ist der Unsinn so mancher Thierquäler so frech, zu behaupten, daß Alles das dem Vieh nicht schade, — weil es eben Vieh sei!!

Ungedeihlichkeit und Schädlichkeit des Fleisches gequälter Thiere.

Alles dieß und noch manche andere Thatsachen bei Menschen, wie bei dem Vieh müssen doch wohl als schlagende Beweise gelten, daß durch Quälerei, durch raffinirte, widernatürliche Behandlung der Schlachtthiere das Fleisch nicht

nur an und für sich verschlechtert, sondern auch mehr oder weniger Krankheitsstoffe in ihrem Körper erzeugt werden müssen, welche die von demselben gewonnenen Nahrungsmittel, Fleisch, Eingeweide, Blut, Fett ꝛc. für den menschlichen Genuß unausbleiblich schädlich machen, wenn sich diese Schädlichkeit auch nicht schon unmittelbar nach dem Genuß, nicht in auffallender Weise, oder gleichbald tödtlich als Vergiftung kund gibt. Wie oft kommt ein Schlachtfleisch auf den Tisch, das bei sonst scheinbar guter Beschaffenheit eben nicht mundet, das nicht gut verdaut wird; und wenn man näher nachfragt, stammt es von schlecht gehaltenen, gequälten Thieren her. Wie manche Fälle sind notorisch, daß Menschen nach dem Genuß solches gequälten Fleisches wirklich erkrankt sind? Wie viele Krankheiten bei Menschen, deren nächste oder entferntere Ursachen und Entstehungsquellen der scharfsichtigsten Beobachtung und Nachfrage des Arztes so oft entgehen, mögen aus dieser verborgenen Quelle, trotz aller gesundheitspolizeilichen Ueberwachung des Viktualienhandels entspringen, wenn sich auch kein eigentlicher „specifisch" schädlicher Stoff in der ungesunden Fleischnahrung chemisch nachweisen läßt.

Barbareien beim Transport der Schlachtthiere.

Es wird somit keines weiteren, keines „speciellen" Beweises mehr bedürfen:

daß das zur Schlachtbank weither durch Frost und Hitze getriebene, ohne gute und zur Zeit gereichte Nahrung gelassene, Behufs Zeit- und Kosten-Ersparniß abgetriebene Großvieh,

daß das durch den unnützen Fleischerhund ganz unnöthig abgehetzte, geängstigte, zerbissene Rind, Kalb, Schaf, Schwein;

daß die in Sommerhitze und Winterkälte, mit schmerzhaft zusammengeschnürten und geknebelten, angeschwollenen Füßen aufeinander geschichteten, meilenweit auf

schlechten Dorfwegen und schlechten Fuhrwerken ohne hinlängliche Streu herbeigeführten, durch Schmerzen, Hitze, Kälte, Hunger, Durst, durch die Stöße des Karren, die Pein des harten Lagers, durch die das Athmen beengende Zusammenschichtung — abgeängstigten, erschöpften, ja vollends durch das Herabhängen des Kopfs auf das Rad qualvoll abgeschundenen Kälber und Schweine;

daß die mit Schlägen, Stößen, Fußtritten, Verwundungen, Zerrungen vorwärts getriebenen Schlachtthiere, Kälber, Schafe, Schweine (wie von einem Burschen aus Lauchheim angezeigt wurde, der ein Kalb an dem Schwanz einer Kuh anband und dafür gestraft wurde);

daß die mit zusammengebundenen Füßen am Stecken, oder über den Arm gehängt, oder mit blos zusammengefaßten Füßen hängend in roher Hand getragenen Lämmer, Ferkel, Ziklein —

unmöglich eine gesunde Nahrung liefern können, und es wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen, ob solche schreiende Mißhandlungen zu den öffentlichen „Aergernissen" gehören, die im Polizeistrafgesetz verpönt sind.

Viehtransport durch die Eisenbahn.

Nicht minder wird dieß von dem in der unzweckmäßigsten Weise auf Eisenbahnen transportirten Schlachtvieh gelten.

Schreiber dieses hörte von Viehtreibern, welche Ochsen und Rinder auf württembergischen Landstraßen nach Straßburg zu trieben, auf die Frage: warum sie sich nicht lieber der Eisenbahn bedienen, um die Thiere in viel kürzerer Zeit und unstrapazirt durch wiederholte Tagmärsche an Ort und Stelle zu bringen, die Entgegnung: — daß sie gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht haben und daher es vorziehen, in mäßigen Tagmärschen das Vieh auf den eigenen Füßen weiter zu bringen. Schon eine eintägige, um wie vielmehr eine mehrtägige Fahrt auf der Eisenbahn bringe das

Vieh weit mehr „vom Fleisch", als die Wanderung, was durch das Gewicht vor und nach dem Eisenbahntransport in Vergleichung mit dem Transport auf den Straßen Jedem bewiesen werden könne.

Da sei nicht allein der Mangel an Nahrung während der tagelangen Fahrt, sondern hauptsächlich die Aengstigung der Thiere durch das Anfesseln, Tiefbinden des Kopfes und die gehäufte Aufeinanderstellung, durch das Tage lange Verweilen in dieser ungewohnten Stellung und dann hauptsächlich durch die ungewohnte Bewegung des Fahrens selbst, die natürliche Ursache dieses Abfallens vom Fleisch.

Ob nun mit dieser Verminderung nicht auch eine Verschlechtung des Fleisches Hand in Hand geht, mag sich Jeder selbst beantworten.

Die Eisenbahn-Einrichtungen.

Die Waggons sind hier nicht anzuklagen; es ist der Transport durch das Fahren selbst, der nachtheilig wirkt, verstärkt durch alle seine Nebenbedingungen; denn auch in noch so verbessert eingerichteten Viehwaggons müssen die Köpfe gefesselt werden, die Fütterung zur gewohnten Zeit ist unmöglich, das nöthige Wiederkauen in Ruhe ist gestört, die Bewegung des Fahrens bleibt dieselbe, dem Thiere unnatürliche, und würde es auf noch so weiche Streu gebettet. Wenn es z. B. bei dem Getümmel der Viehmärkte unvermeidlich ist, daß die beladenen Viehwaggons noch geraume Zeit bis zur Abfahrt stehen müssen, so ist es weit weniger dieses Stehen in Sonnenschein und Regen, Wind und Wetter, (wogegen die Thiere abgehärteter sind, als der an Stubenluft und Federbett gewöhnte, Regen- und Sonnenschirm tragende, in Kleider gehüllte Mensch), was den Thieren wehe thut, als vielmehr das ihnen ungewohnte Fahren, das ja bekanntlich selbst viele, dessen ungewohnte Menschen — seekrank macht.

Schädliche Thorheit der Körperverletzungen der Schlachtthiere.

Wer sollte nun nach alle dem noch Appetit haben zu einem Fleischimbiß, aus welchem das Beste und Nährendste verschwunden ist, an welchem die Stöße des Karrens, die Prügeleien des Führers, die Bisse des Hundes, die Zusammenschnürung der Füße durch Beulen, Anschwellung und Geschwulst, durch Entzündung oder vollends durch geronnenes, in das Zellgewebe des Fleisches ausgetretenes Blut deutlich genug zu erkennen sind?

Diese Beulen und Geschwülste, diese Entzündungen und diese Blutunterlaufungen sind doch nichts anderes, als durch örtliche Verletzungen entstandene Krankheits-Erscheinungen, die, selbst wenn sie nicht so bedeutend sind, um eine allgemeine Krankheit, ein Wundfieber, nach sich zu ziehen, doch gewiß keinen appetitlichen Braten geben werden; zumal ein, mit örtlich ausgetretenem geronnenem Blut unterlaufenes Fleisch, in welchem das geronnene Blut nun ebenso, wie ein in das Fleisch gedrungener fremder Körper, schon eine beginnende Eiterung veranlaßt, die, wie bekannt, durch Wiederaufsaugen eine Eitervergiftung des Bluts zur Folge hat, wie dieß leider nicht wenige Fälle bei Menschen beweisen, bei welchen eine solche, oft durch an sich ganz unbedeutende Verwundungen, oder auch innerliche Eiteransammlungen ohne Wunde, entstandene Eitervergiftung des Blutes unausbleiblich einen rasch eingetretenen tödtlichen Ausgang zur Folge hatte.

Wer wollte nun so kühn sein, zu behaupten, daß diese und andere krankhafte Störungen und Zerstörungen an Fleisch und Blut des Menschen, die bei höherem Grade der körperlichen Mißhandlung durch offene Wunden oder durch Prellungen, Schläge, Stöße u. s. w. unausbleiblich Wundfieber nach sich ziehen, nicht auch aus den gleichen Ursachen an Fleisch und Blut der Thiere entstehen können, entstehen müssen, und sich dem Wahn überlassen, daß eine solche

Fleischnahrung dessen ungeachtet gesund und zuträglich bleibe, weil noch keine unmittelbare, auffallende Vergiftung durch solches Fleisch nachgewiesen sei? — gleich als ob es nicht auch langsam wirkende Gifte gäbe, deren Folgen mehr oder weniger spät eintreten und deren weiter rückwärts liegende, nicht beachtete oder der Vergessenheit anheimgefallene Ursachen alsdann natürlich unerkannt bleiben.

Schädliche Thorheit des Schlachtens kranker Thiere für menschliche Nahrung.

Es sind manche, bis jetzt noch nicht aufgeklärte Fälle bekannt, wo ganze ländliche Familien von dem Fleischgenuß eines ins Haus geschlachteten Thieres, z. B. einer Kuh — wie Schreiber dieses vor Jahren Zeuge war — wiederholt erkrankten, während die polizei-ärztliche, microscopische und chemische Untersuchung des Fleisches keine Spur von Verderbniß irgend einer Art erkennen ließ. Wohl aber ist in solchen Fällen die Ursache mit großer Wahrscheinlichkeit darin zu suchen, daß man solche Nutzthiere, wie eine Milchkuh oder einen Arbeitsochsen u. a. in Fällen, wo ihnen eine bedeutende Körperverletzung, wie Beinbruch oder ein sonstiger lebensgefährlicher Zufall, sogar eine innerliche Krankheit zugestoßen ist, noch zu guter Letzt ins Haus oder auf den Verkauf des Fleisches in herabgesetztem Preise zu schlachten eilt, um wenigstens das Fleisch noch als Nahrung zu verwerthen; ohne zu bedenken, daß die Säftemischung eines solchen, durch die Verletzung abgeängstigten und eben durch die Verletzung selbst und das Wundfieber in deren Gefolge kranken, oder vollends von einer innerlichen, — wenn gleich erst in ihrem Beginn begriffene und daher noch nicht erkennbaren — Krankheit mit ihren Krankheitsstoffen ergriffenen Thieres beim Genuß des Fleisches ungedeihlich, ja wirklich schädlich und krankmachend geworden sein könne und geworden sein werde.

Hungern- und Durstenlassen des Schlachtviehs unmittelbar vor dem Schlachten.

Nicht selten kommt zu solchen Mißhandlungen des Schlachtviehs noch die Thorheit des Eigennutzes hinzu, die Thiere halbe und ganze Tage lang vor dem Schlachten ohne Nahrung zu lassen, sie der Qual des Hungers und Durstes zu überlassen, die sich durch klägliches Schreien kundgibt; eine Thorheit selbsteigener Benachtheiligung, die sich doch durch den nothwendigen Verlust am Fleisch und dessen Güte, im Vergleich mit dem Werth des vermeintlich ersparten Futters, dem filzigen Schlächter arithmetisch in Zahlen beweisen ließe. Wer wüßte nicht, daß Hunger und Durst, d. h. Mangel an Ersatz der im Körper zu den Lebenszwecken verbrauchten Stoffe, Abmagerung zur Folge hat, weil dann die im Körper schon enthaltenen und bereit gehaltenen Nährstoffe aufgezehrt werden? Soll für den filzigen Schlächter noch ein weiterer Beweis nöthig sein, daß er so nur ein ausgemergeltes Fleisch liefert?

Ein im vorigen Jahr zur polizeilichen Rüge gekommener, haarsträubender Fall gedoppelter Thiermißhandlung verdient zum Belege des Gesagten angeführt zu werden. Ein Fleischer M. zu U. hatte einen zur Schlachtbank verurtheilten Gemeinde-Farren auf einem benachbarten Ort gekauft und ging, denselben abzuholen. Das arme Thier, offenbar, als unbrauchbar geworden, durch Vernachlässigung in der Ernährung schon längere Zeit geschwächt und vollends nach dem Verkauf weder vom Farrenpächter noch dem Fleischer mehr, als für das Hungersterben, gefüttert, konnte auf halbem Wege des Abends nicht mehr weiter getrieben werden. Vergeblich waren die fürchterlichsten Prügelschläge von einer Stärke, daß dem Thier ein Horn abgeschlagen wurde; es sank in den Chausseegraben, und blieb dort die Nacht über ohne Nahrung und Erquikung liegen. Des andern Morgens erschien der Fleischer wieder und zwar im Geleite

des Feischerhundes. Der Farre wurde endlich auf die Chaussee gebracht, aber an Schwanz, Rübe, Hinterfüßen, Maul, Ohren so sehr zerbissen, daß das Blut auf die Straße lief. Nach allen vergeblich versuchten Qualen, um das Thier weiter zu treiben, fiel es auf der Straße zusammen; der filzige Fleischer, statt daß er mit geringem Aufwand an Futter und Wasser das Thier für den Rest der Wanderung hätte erquicken und stärken können, mußte einen Wagen bestellen, um dasselbe in das Schlachthaus zu bringen, wo nach dem Enthäuten die zahllosen blutunterlaufenen Stellen durch die unmäßigen Prügel an allen Theilen des Leibes und den tief ins Fleisch gedrungenen Bißwunden einen schauerlichen Anblick gewährten. — Und solches Fleisch wurde dem Publikum zu U. verkauft!!

Mißbräuche beim Schlachten.

Wer könnte nun nach solchen erfahrungemäßen Wahrnehmungen mit einigem Grunde in Abrede ziehen, daß auch schmerzvolle und ängstigende Mißhandlungen und Quälereien der Schlachtthiere bei dem Schlachten selbst durch verkehrte Vornahme des Schlachtens in derselben Art ein jedenfalls schlechtes, ungedeihliches, wo nicht schädliches Schlachtfleisch zur Folge haben müssen, wie die dem Schlachten mehr oder weniger lang oder kurz vorausgegangenen körperlichen Mißhandlungen? —

Da sind es aber leider eingewurzelte Vorurtheile und verkehrte Handwerksbräuche, welche hier zu bekämpfen sind.

Vorurtheil des Schlachtens durch Verblutung.

Woher das Vorurtheil sich schreibt, daß das Tödten der zur Nahrung dienenden Thiere nur durch Verblutung geschehen müsse, ist nicht wohl auszumitteln. Diätetische oder onst stichhaltige Gründe lassen sich nicht dafür finden, denn

die Einrede, daß das Fleisch dadurch eine röthere Farbe erhalte, wenn das Blut nicht aus dem Körper entfernt werde, ist doch gewiß keine stichhaltige zu nennen.

Vielmehr wird gerade ein wichtiger Nutzen des rötheren Fleisches einleuchten, der darin besteht, daß gegen dessen Farbe die blassen „Fleischparasiten“ (s. u.) desto mehr abstechen und ein mit Cysten oder Trichinen behaftetes Fleisch desto eher erkannt werden kann, je röther es ist, während sie in dem blassen, blutleeren Fleisch verschwinden.

Ebensowenig kann der Einwurf gelten, daß das blutleere Schlachtfleich — im Sommer namentlich — haltbarer sei; gleich als ob der Schlächter es nicht in seiner Willkür hätte, je nach der Jahreszeit seine Berechnung zu machen und dafür häufiger, aber weniger Thiere auf einmal, zu schlachten; oder ob es denn ganz unmöglich wäre, das Schlachtfleisch den Bedingungen der Fäulniß: der Wärme (durch kühlen Aufbewahrungsort, durch Eis) und dem Zutritt der Luft (durch luftdichten Verschluß und Austreiben der athmosphärischen Luft ꝛc.) zu entziehen.

Vorzüge des Wildfleisches.

Das Fleisch des Wildes jeder Art wird doch für das beste, saftigste und leichtest verdauliche, selbst als Krankenkost vorzugsweise empfohlene, mit Recht gehalten, obgleich, oder vielmehr weil die Tödtung des Wildes nicht durch langsame Verblutung, vielmehr schnell, augenblicklich:

durch den Schuß bei Hoch- und Nieder-Wild und Waldgeflügel,

durch den Genickfang (Durchschneidung des Rückenmarks an seinem Austritt aus dem Gehirn) bei dem Hochwild,

durch den Stich bis ins Herz mit der Schweinsfeder bei dem Wildschwein,

durch den kunstgerechten Schlag in das Hinterhaupt zuletzt bei den angeschossenen Hasen,

geschieht, wobei die in dem Blut enthaltene und durch den Blutumlauf in Schlag- und Blut-Adern im ganzen Körper bis in die äußersten Verästlungen des Adersystems vertheilte Blutmasse im Fleisch bleibt und dessen Nährungsfähigkeit erhöht.

Mißverstand der mosaischen Satzung über Essen des Bluts.

Beruht dieses Vorurtheil des Schlachtens durch Verblutung vielleicht durch Tradition und Gewohnheit auf einem Mißverständniß des mosaischen Verbotes „Blut zu genießen" 3 B. Mos. 17, 10., oder das Fleisch lebender oder kaum erst getödteter Thiere 1 B. Mos. 9, 4 zu essen? Denn diesen Sinn und keinen anderen hat die Warnung: „kein Fleisch zu essen, das noch lebet in seinem Blute"; es heißt 3 Mos. 17, 11.: „des Leibes Leben ist im Blut", und 5 Mos. 12, 23.: „das Blut ist die Seele", was gleichbedeutend mit Leben ist. Es hat dieses letztere Verbot also nur den Sinn: „du sollst kein Fleisch essen, in dem noch Leben ist", also kein so eben erst geschlachtetes oder vollends einem lebenden Thier entnommenes, oder gar rohes Fleisch. Neben dem Verbot eines barbarischen Mißbrauchs hat letzteres Verbot noch einen wirklich diätetischen Grund, denn jeder gebildete Koch weiß, daß ein Fleisch geraume Zeit, Tage lang in der „Kühle liegen" muß, wenn es mürbe und leicht verdaulich werden soll, dagegen das Fleisch frisch geschlachteter Thiere jeder Art hart, zähe, unschmackhaft ist, wenn es gleichbald zur Küche kommt.

Oertliche religiöse Bedeutung der mosaischen Satzung.

Beide mosaische Verbote aber gründen sich zunächst und hauptsächlich auf religiöse Unterscheidung und Fernehalten von den Opfergebräuchen, Opfermahlzeiten und der Lebensweise der Palästina benachbarten heidnischen Völkerschaften, und wenn diese Verbote im Wesentlichen

Ap.-Gesch. 15, 20. 29. den aus dem Heidenthum übergetretenen Christen gleichfalls eingeschärft wurden, so geschah es, wie v. 19 besagt, um keinen Zwiespalt (Unruhe) zwischen ihnen und den Juden-Christen aufkommen zu lassen.

Noch heutzutage kommt bei manchen Völkerschaften Afrika's am rothen Meer und bei den — diesen verwandten — Kaffern in Südafrika der seit Jahrhunderten bestehende Genuß frischen Blutes und rohen, selbst lebenden Thieren abgeschnittenen Fleisches und ihrer rohen Eingeweide vor; eine Gewohnheit, deren natürliche Folge nebenbei die ist, daß kein Individuum jener Völkerschaften vom Bandwurm frei bleibt (worüber später ein weiteres); wie denn auch manche wirksame Arzneimittel gegen den Bandwurm sich aus jenen Gegenden herschreiben.

Das ganze mosaische Speisen-Gebot verräth überhaupt tiefe Kenntnisse und Einsichten, welche die Priesterkaste des damals gebildetsten Volks, der Egypter, nach allen geschichtlichen und in den großartigen Bauresten aufbehaltenen Nachweisungen, in den Erfahrungswissenschaften besessen hat. So manche Entdeckungen der Neuzeit im Gebiete der Naturwissenschaften erklären die weisen Absichten jener Speiseverordnungen aus ganz richtigen diätetischen Gründen.

Das „Schächten" beruht nicht auf mosaischer Vorschrift.

Schon der Umstand, daß der Genuß des Wildprets, — dessen Erlegung selbstverständlich, so lange es Jäger gibt, nicht durch Verblutung mittelst Durchschneidung der Hauptaderstämme geschehen konnte und noch jetzt geschehen kann, sondern im Alterthum durch den Pfeil oder Jagdspieß geschah, — daß das Wildpret den Israeliten nicht verboten war, — (vergl. 1 B. Mos. 27, 3. 4., 5 Mos. 12, 15. 16. 15, 22, 23. wo das Verbot des Bluteßens auch bei Hirsch und Reh wiederholt ist, und demnach blos von dem wenigen, durch die Verwundung bei der Jagd ausfließenden Blut verstanden werden kann,) — sollte den Ungrund des Mißverständnisses beweisen: daß durch

jene mosaischen Verbote der Fleischgenuß lediglich auf die durch Verblutung getödteten Thiere habe beschränkt werden sollen, demnach das Schlachten durch Verblutung als die einzig erlaubte Tödtungs-Methode der Schlachtthiere anzusehen sei. Hievon findet sich im ganzen mosaischen Gesetze keine, dies klar und deutlich aussprechende Stelle und die Gewohnheit des Schächtens, dieser langsamen Verblutung mit Durchschneiden der Halsschlagadern ohne den betäubenden Schlag auf den Kopf, beruht wenigstens nicht auf der viel weiseren mosaischen Speisevorschrift, als dies von so manchen nachherigen talmudistischen Vorschriften gerühmt werden könnte.

Zweckmäßigeres Schlachten durch Kugelschuß oder Genikfang.

Es sind daher zu Abstellung dieser Handwerksvorurtheile des Schlächtergewerbes schon in früheren Zeiten und wiederholt Vorschläge und Anträge, ebensowohl in thierfreundlicher Regung, um eine minder grausame, schnell tödtende Schlachtungsmethode einzuführen, als auch in diätetischer Beziehung gemacht worden, um eine nährendere und ebendamit gesundere Fleischnahrung zu erzielen, als das blutleere, säfteärmere, trockene Schlachtfleisch.

Es ist namentlich vorgeschlagen worden, die größeren Schlachtthiere, wie Ochsen, Rinder, Kühe durch einen Kugelschuß in die Stirne,

oder auch, und jedenfalls die kleineren, wie Kälber, Schafe, Ziegen, Schweine, durch den Genikfang mittelst eines meiselförmigen Instruments mit breiter, herzförmiger Schneide, das durch sicheren Schlag mit einem Klöpfel in den Zwischenraum zwischen dem Hinterhaupt und dem ersten Halswirbel eingetrieben wird und das Rückenmark und damit das Leben in einer Sekunde durchschneidet, zu schlachten.

Sie scheiterten aber stets, diese und andere wohlgemeinten und wohlbegründeten Vorschläge, an dem eingewurzelten Hand-

werksgebrauch und wohl auch an dem Gewohnheits-Vorurtheil des fleischessenden „Publikums" und blieben bis jetzt unbeachtet, obgleich nie irgend ein vernünftiger und folgerichtiger Grund dagegen vorgebracht wurde, und die sogleich auf den Schuß oder den Genickfang folgende Durchschneidung der Halsarterien noch eine hinlängliche Blutentleerung bewirken kann, um das Fleisch „blässer" und „haltbarer" zu machen.

Entbehrlichkeit des Thierbluts zu technischen Zwecken.

Oder wollte man vielleicht dagegen anführen: man brauche das Blut der Schlachtthiere zu den Blutwürsten? — Zu diesen so sehr zweideutigen und gefährlichen Leckerbissen, in denen so leicht das tödtliche Wurstgift entsteht? Für diesen Bedarf wird man nach dem eben Gesagten immer noch hinlängliches Material bei dem Schlachten durch Schuß oder Genickfang zu gewinnen im Stande sein, wenn man so heldenmüthig lüstern gesinnt ist, an die Leckerei halbgeräucherter Blutwürste Gesundheit und Leben zu wagen.

Wollte man etwa einwenden: das Thierblut sei unentbehrlich für manche technische Zwecke, wie z. B. für die Fabrikation des Berliner Blau, das Klären des Zuckers in den Raffinerien, das Weinschönen u. dergl.? — Abgesehen davon, daß für die beiden letzteren und andere ähnliche Zwecke das oft schon in Gährung übergegangene Thierblut weder das appetitlichste, noch das beste und unentbehrlichste Mittel ist und man dafür weit wirksamere, reinlichere und nicht theurere Substanzen vorzieht; so ist dieser technische Zweck offenbar viel zu eingeschränkt und untergeordnet, um wegen desselben eine bessere Fleischnahrung aufzugeben. Für die Berlinerblau-Bereitung im Großen aber ist das Thierblut ein in allzugeringem Maß dargebotenes Material, um es nicht ohne allen Nachtheil entbehren zu können.

„Stechen“ ohne vorgängige Betäubung, — Umdrehung des Messers in der Halswunde.

Kommt nun aber noch hinzu, daß das Schlächter-Vorurtheil so weit geht, die kleineren Schlachtthiere, Kälber, Schafe, Ziegen, Schweine ohne den bei dem Großvieh gebräuchlichen, vorausgehenden, betäubenden Schlag auf den Kopf zu „stechen“, sie durch bloße Durchschneidung der Halsarterien hinter der Kehle einer lange dauernden, langsamen Verblutung auszusetzen und vollends das Schlachtmesser in der — von einer Seite zur andern durchgehenden Wunde wiederholt umzudrehen, um eine röhrenförmige Bohrwunde zu bewerkstelligen, einzig in der Absicht, den Tod des Thieres lediglich durch langsames Verbluten bei sonst noch vorhandener Lebenskraft und ungehemmtem Herzschlag und Blutumlauf, also bei ungeschwächter Schmerz-Empfindung herbeizuführen, damit doch ja jedes Blutströpfchen abgezapft werde: so liegt die Verkehrtheit dieses Handwerksbrauches durch Erzielung einer säfteärmeren, unkräftigeren und noch überdies durch die lange, geflissentlich schmerzhaft gesteigerte Todesqual bis zur Ungedeihlichkeit verschlechterten Fleischnahrung, allzusehr auf der Hand, als daß der Beweis für diese Verkehrtheit noch weiterer Ausführung bedürfte.

Jenes Umdrehen des Schlachtmessers in der Halswunde ist überdies nicht nur zwecklos, sondern ganz zweckwidrig, wenn die Absicht ist, dem auslaufenden Blute „Platz zu machen;“ durch dieses Umdrehen werden die Halsschlagadern nicht zerschnitten, sondern zerrissen und es ist bekannt, daß sich hiedurch die innere Haut der Pulsadern zurückzieht und die zerrissene Adermündung verstopft; während durch einen reinen Schnitt durch die Schlagader das Blut mittelst des Herz- und Pulsschlages selbst durch den Fleisch- und Hautschnitt hindurch kräftig genug ausgetrieben wird, ohne daß man ihm noch Platz machen müßte.

Zweckloses Kopfüber-Aufhängen der Schlachtthiere beim Schlachten.

Auf dem höchsten Gipfel erblicken wir aber den mit äußerster Rohheit gepaarten, krassen Schlächterunsinn, wenn Kälber, Schweine, Schafe, Zicklein in manchen Schlächtereien stundenlang vor dem „Stechen" an den Hinterfüßen aufgehängt werden, in dem Wahn, das Blut hiedurch desto gründlicher bis auf den letzten Tropfen abzapfen zu können; gleich als ob ein solches armes Thier ein Schlauch wäre, in dem sich das Blut nach dem Gesetze der Schwere in denjenigen Theilen ansammelte, die der Stellung nach die untersten sind, und somit die Füße die blutreichsten Körpertheile sein müßten. Dem nur ein wenig aufmerksamen und nachdenkenden Schlächter sollte in Ausübung seines Metier doch nicht entgehen können, durch welch bewundernswerthe Einrichtung dafür gesorgt ist, daß das nährende Blut gegen das Gesetz der Schwere gleichmäßig in alle Theile des Leibes verbreitet wird, so daß das stundenlange Kopfüberhängen gar nichts nützt, nebendem daß durch die Qual und Angst des Thieres die Fleischnahrung von so gequälten Thieren nach Obigem nur verschlechtert wird.

Jener vermeintliche Zweck, durch das Aufhängen die Verblutung zu steigern, wird überdieß nicht nur nicht erreicht, sondern vereitelt, da durch diese unnatürliche Stellung der Blutumlauf geradezu nothwendig gestört wird und Blutstockungen entstehen müssen, die sich bei fortgesetzter Mißhandlung in einen Stickfluß endigen müßten.

Sollte sich die dem Ausschuß des Thierschutzvereins zugekommene Anzeige von dem Bestehen dieses krassen Unwesens in den Schlächtereien mancher Städte des Landes bestätigen, so steht zu hoffen, daß diese Erörterung genügen werde, um die Behörden zu schleuniger Abstellung desselben zu vermögen.

Sollte denn eine sanitäts- wie sittenpolizei-

liche Ueberwachung der öffentlichen wie Privatschlächtereien nicht überhaupt wesentlich im Sinne und der Aufgabe der Polizeibehörden liegen?

Schädliche Küchenmißbräuche beim Geflügel-Schlachten.

Nicht minder sind es aber auch klägliche, verkehrte und wirklich schädliche Küchen-Vorurtheile und Gebräuche, die gerügt werden müssen.

Welcher vernünftige Grund läßt sich dafür anführen, daß das in der Küche oder von Händlern geschlachtete zahme Geflügel, und zwar zunächst die Hühnerarten, blos durch die Kehle oder vollends durch die Ohren mit oft stumpfem Schlachtmesser geschnitten werden müssen, blos damit der mit dem Braten auf den Tisch gebrachte Kopf, an dem doch nichts Genießbares ist, durch seinen Zusammenhang mit dem Hals als Ursprungs-Certifikat für die Aechtheit des Truthahns, Perlhuhns, des Kapauns, Poularden u. s. w. diene, gleich als ob die Aechtheit nicht weit sicherer in dem Braten selbst unwiderleglich gesucht werden könnte und müßte?

Schnelles Abtrennen des Kopfes statt Verblutung.

Was sollte denn irgend im Wege stehen, den Kopf des Schlachtopfers mit Einem Zug des Messers, oder noch besser mit einem Beilhiebe, oder einem, auf den Hals gesetzten und mittelst eines Klöpfels durchgeschlagenen Schlachtmesser auf einem Block, ganz und auf einmal abzutrennen und damit das Schmerzgefühl der Verwundung durch gleichzeitige Trennung des Rückenmarks dem armen Thiere in Einer Sekunde zu beendigen, wie dieß doch mit anderem Geflügel, z. B. den Tauben geschieht?

Sind in dieser Beziehung die Wasservögel, Gänse und Enten besser daran, indem durch die Durchschneidung des Rückenmarks im Genik das Schmerzgefühl im Momente des Durchschneidens aufhört — (nur daß das Küchenmesser auch

hier in der Regel stumpf ist, und das Durchsägen des Geniks allzuschmerzhaft und allzulang dauert) — so fragt sich auch hier mit Recht: warum denn der Kopf der Gänse und Enten nicht mit Einem Zug durch Abhauen auf dem Block ganz abgetrennt werden soll, da er doch nachher abgetrennt wird; nebendem, daß nicht einmal der vermeintliche Zweck, das Blut abzuzapfen, bei dieser Methode erreicht wird, weil die nach vorn liegenden Halsadern beim Durchschneiden des Geniks nicht durchgeschnitten werden.

Zweckloses Aufhängen des Geflügels an den Füßen.

Insbesondere aber muß auch hier die Verkehrtheit in jeder Beziehung gerügt werden, welche darin besteht, auch das Hausgeflügel vor dem Schlachten stundenlang an den Füßen aufzuhängen, in der stupiden Meinung, das Blutabzapfen durch Andrang des Bluts in den Kopf zu fördern; während doch ein Blick auf die geringe Größe des Vogelkopfs im Verhältniß zu der des übrigen Leibes und auch die geringe Fleischmasse am Kopf, mit der die Masse des im Kopf cirkulirenden Blutes in gleichem Verhältniß steht, bei nur einigem Nachdenken lehren müßte: daß von einem Andrang und einer Ansammlung des Blutes in dem Kopf und Hals hier die Rede auf keine Weise sein könne, wenn auch z. B. bei den Menschen eine Kopfüber-Stellung einen, nach dem Gesetz der Schwere entstehenden, größeren Andrang des Blutes nach dem Kopf entstehen läßt. —

Thörichter Geflügel-Transport an den Füßen und Flügeln.

Ist aber das Aufhängen des Geflügels an den Füßen vor dem Schlachten eine zwecklose Quälerei zum Nachtheil des Fleischwerthes, so ist das Tragen und Transportiren des Marktgeflügels zum Markte und von dem Markte an den Füßen eine nicht mindere Verkehrtheit, die sich ebensowenig durch irgend einen vernünftigen Zweck entschul-

digen läßt. Wenn vollends halbe Dutzende unglücklicher Hühner oder Enten an den Füßen in Einer derben Hand zusammengefaßt, ohne Rücksicht auf ihre Schmerzens- und vergeblichen Befreiungs-Bewegungen gleich einem Bündel Kohlstrünke des Wegs geschleppt werden, so sind Verrenkungen fast eine nothwendige Folge, und die Wirkungen der Aengstigung, der Schmerzen und der Verletzung werden bezüglich der Güte der Fleischspeise nicht ausbleiben. Daß die gleiche Wirkung durch das Tragen an den zusammengefaßten Flügeln unausbleiblich erfolgen müsse, wird keines Beweises bedürfen. Was hindert denn, den Tragkorb zu Hilfe zu nehmen, in dem das Tragen doch viel bequemer ist?

Hungern- und Durstenlassen.

Ist die Vernachläßigung des Marktgeflügels Seitens der Händler oder Lieferanten durch Hungern- und Durstenlassen und Aufeinanderhäufen der Vögel im Korbe auch eine vorübergehende Mißhandlung, so ist sie doch hinreichend, den Fleischwerth zu benachtheiligen und dürfte immerhin Gegenstand der Achtsamkeit einer pflichtgetreuen Marktpolizei werden. Wenn diese Vernachlässigung armer Thiere nach dem Zeugniß des Fuhrmanns in „König Heinrich IV.“ schon zu Zeiten der Königin Elisabeth gegen Truthühner vorkam, so wird sie doch hiemit durch das Ansehen früherer Jahrhunderte noch nicht legitimirt erscheinen können, in denen eine rechtschaffene Polizei noch nicht existirte.

Thorheit und Barbarei des Federnausrupfens.

Hieher gehört auch eine gerechte Rüge der Verkehrtheit und Grausamkeit, den Gänsen und Enten die Deckfedern am Leibe, und zwar zumeist in kalter Jahreszeit gewaltsam auszurupfen, statt die reifen, zur Mauserzeit von selbst ausfallenden gehörig zu sammeln. Die Thorheit aber besteht vollends darin, daß die ausgerupften, unreifen, im Kiel noch

mit Blut und Zellgewebe gefüllten Federn weit schlechter und dem Verderben, Zusammenballen weit mehr ausgesetzt sind. Ganze Herden solcher ausgerupften Thiere, die man häufig genug auf dem Lande erblickt, sind doch wohl ein „öffentliches Aergerniß" im Sinne Art. 55. des Polizeistrafgesetzes von 1839.

Schändlich und im höchsten Grade verwerflich ist aber, weil durch keinen, nicht einmal den Grund des Eigennutzes gerechtfertigt, die zum Glück nicht allgemein verbreitete Rohheit, dem Geflügel vor dem Schlachten unmittelbar die Schwungfedern auszurupfen in dem Wahn, daß sie dann mit den Flügeln nicht um sich schlagen können.

Gänse- und Entenschießen.

Ist bei eben genannter Mißhandlung noch einigermaßen ein Zweck, nämlich des Eigennutzes und der Bequemlichkeit zu finden, so zeugt die Barbarei des sog. „Gänse- und Entenschießens" lediglich von dem verwerflichsten Muthwillen und der krassesten Rohheit. Wer sollte glauben, daß in unseren Tagen, daß unter sogenannten „Gebildeten" noch eine Barbarei bestehen könne, die nicht einmal unter Wilden gegen unschuldige Thiere ausgeübt wird, wenn sie auch ihrer Rache gegen kriegsgefangene Feinde auf diese Weise Raum geben; nämlich sie lebend zur Zielscheibe ihrer Geschosse zu machen. Noch im Laufe des vorigen Jahres wurde zur Anzeige gebracht, daß eine Gesellschaft von mehreren „Schützen" (unter denen sogar ein Gemeinderath, ein Doktor und ein Schullehrer!) 16 Enten „in dem See" befestigt und auf sie mit Büchsen geschossen haben, wobei einem der armen Thiere der Schnabel, andern Flügel, Füße, der Hinterleib abgeschossen wurde, und sämmtliche bei der geringen Virtuosität dieser „Herren" den schrecklichsten Qualen ausgesetzt blieben, bis endlich ab und zu eine Kugel denselben ein Ende setzte. Wenn diese „Schützen" nach der polizeilichen Anzeige mit einem „Verweis" wegkamen, so ist

das öffentliche Aergerniß und das blutige Beispiel, das der Jugend gegeben wurde, damit sehr gelinde bestraft; gewiß aber müßte sich jede Schützengilde solcher Mitglieder schämen.

Schädliche Barberei des Verkaufs noch saugender Schlachtthiere.

Eine große, gesundheitsschädliche Zweckwidrigkeit neben der entschiedenen Barbarei des Menschen gegen ein unglückliches Mutterthier ist auch der, freilich noch durch kein Gesetz in Württemberg beschränkte, allzufrühe Verkauf der saugenden jungen Thiere, der Kälber, Lämmer, Zicklein u. a. zur Schlachtbank.

Schreiber dieses hat vor Jahren nirgends kräftigeren Kalbsbraten getroffen, als in der Schweiz, wo ein Gesetz solchen Verkauf vor Ablauf von 2—3 Monaten von der Geburt an verbot.

Daß das Fleisch der schon in 2, 3 und 4 Wochen, überhaupt vor der Entwöhnung und dem Uebergang zum Futter, zur Schlachtbank gebrachten Milchkälber unreif, ungedeihlich, nicht gehörig nährend sei, ist eine bekannte Sache; es soll, wird behauptet, abführende Eigenschaft haben, ein deutlicher Beweis, daß es Stoffe in sich birgt, welche unverdaut wieder ausgestoßen werden, weil sie nicht nährend sind.

Einfluß der „Alterationen" zunächst auf das Blut und die Leber.

Allein damit ist das Register der hier erwähnten Verkehrtheit noch nicht geschlossen. Wir müssen hier abermals unsere Beweisführung von dem „Herrn der Schöpfung" dem vernünftigen „Menschen" beginnen.

Es ist in allen Krankheitslehren nachgewiesen, daß, wie schon oben erwähnt, „Alterationen", d. h. gesteigerte Affekte, Zorn, Angst, Schrecken, Harm, Aerger, Verdruß rc. bei den Menschen stets mehr oder weniger starke körperliche Krankheits-Erscheinungen nach sich ziehen, die zunächst ihren

Sitz im Blut und in der Leber haben. Ist doch ein „Gallenfieber“ in Folge von Aerger sprichwörtlich!

Wie sollte denn der Mensch neben seinen andern Vorzügen vor den Thieren auch das alleinige Vorrecht der „Alterationen“ besitzen, und nicht jede andere, mit Blut und Leber begabte, Creatur unter gleichen Gemüthsaffekten in gleicher Weise körperlich zu leiden haben?

Abstufung zwischen Mensch und Thier.

Wenn nun einerseits die zahllosen Aehnlichkeiten, ja Gleichheiten, welche von Seiten der leiblichen Beschaffenheiten und Einrichtungen zwischen der Menschen- und Thiernatur bestehen, nicht geläugnet werden können und, gehörig bedacht, den „Herrn der Schöpfung“ von seiner stolzen Ueberhebung über die unvernünftige Creatur gründlich zu heilen und zur Demuth herabzustimmen geeignet sein könnten, andrerseits aber diese leibliche Gleichstellung des Menschen mit dem Thiere vor dem entschiedenen Vorrecht des Menschen, dem ihm verliehenen Lichte der Vernunft verschwinden muß, vermöge dessen er allein unter den Geschöpfen der Erde Gott zu erkennen und anzubeten fähig ist; so findet sich doch noch ein, wenn gleich im Dünkel der überschätzten Menschenwürde so häufig übersehener Verwandtschaftsgrad, vermöge dessen den Thieren, je nach ihren Abstufungen an Ausstattung, die ihnen der Schöpfer an Seelen- und Leibeskräften verliehen, ihr Standpunkt in der Reihe der Geschöpfe mehr oder weniger hoch gegen die wahre „Adelsstufe“ der Menschennatur herauf angewiesen ist.

Diese wahre Adelsstufe des Menschen heißt aber: das Gemüth; diejenige Seelenkraft, an die sich die Fürbitter für die mißhandelte, seufzende Creatur so oft vergeblich wenden.

Barbarei in Verletzung der Mutterliebe auch bei Thieren.

In dieser Seelenkraft thront das Heiligthum der Mutterliebe und diese, der allweisen und alliebenden Fürsorge des Schöpfers für alle seine Geschöpfe sich annähernde Segnung

hat Er in gleicher Weise über die Menschheit und über die Thierwelt ausgegossen, ja selbst in der anscheinend empfindungslosen Pflanzenwelt lassen sich sprechende Spuren dieser Fürsorge Gottes auffinden.

Die vernunftlose, vom Schöpfer bloß mit dem gedankenlosen, aber sicheren Naturtriebe (Instinkt) ausgerüstete Creatur bewahrt dieses Heiligthum, freilich unbewußt, aber desto weniger getrübt und gestört von den Störungen, welche „menschliche Leidenschaften" heißen, bewahrt es — Gott sei's geklagt, daß es gesagt werden kann, gesagt werden muß — viel treuer und sicherer, als oft so manche menschliche „Rabenmutter," die dieses Heiligthum von Sinneslust, Eitelkeit, Eigennutz und wie die niedrigen Triebfedern alle heißen mögen, entweihen ließ und in unsern Tagen nur allzu häufig dem Schwurgericht — verfällt!!

Wer sollte nicht schon die tiefe Wehklage einer thierischen Mutter vernommen haben, der Kuh im Stall, der ihr Junges vor der Zeit geraubt wurde, des Vögelchens in Wald und Flur, dem ein roher Junge das Nest ausgeplündert, der Bruthenne, der von gieriger, gewinnsüchtiger Menschenhand das Brutnest ausgeleert wurde, ohne dem Naturtrieb des Brütens auch nur einige wenige Eier zu lassen? Wem sollte durch solche thierische Weheklage nicht das, gegen die Leiden der Mitgeschöpfe noch nicht verhärtete, Herz auf Tiefste gerührt werden? Denn so stark die Wonne der Mutterliebe ist, Jesaj. 49, 15., so stark ist auch der Mutterschmerz.

Verschlechtung des Milchertrags durch allzufrühes Entfernen des Kalbes.

Doch, wie gesagt, wir streben nicht an, in vergeblicher Bemühung das menschliche Mitgefühl und die Barmherzigkeit auch für diese seufzende Creaturen in Anspruch zu nehmen, wir wenden uns an die unreinen Triebfedern des Eigennutzes und der Selbstsucht und hoffen, an diesen Thüren besseren Eingang für unsere Beweisführung zu finden, bei

der wir von oben erwähnter Gleichartigkeit der leiblichen Menschen- und Thiernatur ausgehen und dazu das thatsächliche Recht haben.

Wenn die so nöthige Gemüthsruhe einer menschlichen Mutter durch „Alterationen" irgend einer Art, durch unverschuldete oder selbstverschuldete Affekte des Zorns, des Harms, des Schreckens 2c. gestört wird, so lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß auch ihre körperliche Gesundheit unausbleiblich gestört wird und diese Störung sich zunächst und vorzugsweise auf die heilige Mutterpflicht der Ernährung des Säuglings erstreckt; daß dieser Unschuldige die Sünden Anderer durch Siechthum in Folge krankhafter, verderbter Nahrung zu büßen hat und der alte Spruch, 2. B. Mos. 20, 5., auch hier eintrifft.

Was aber von Fleisch und Blut der Menschennatur gilt, dieses nehmliche Naturgesetz der leiblichen Gesundheit und Krankheit gilt auch von Fleisch und Blut der Thier-Natur. Die Milch, welche der Eigennutz des Besitzers durch den verfrühten Verkauf des jungen Thieres von der Mutter weg, ehe es zur Pflanzennahrung übergieng, sich zu Nutzen machen will, wird krankhaft verschlechtert und was dort der menschliche Säugling zu büßen hat, das büßt hier — der leckere Milchkaffeetrinker und der Milchsuppenesser. Ob nun bei solcher Verschlechterung der Milch auch die Einnahme des Milchwirthes sich gut befindet, möge er dann selbst berechnen. —

Schädliche Barbareien beim Mästen.

In noch ungleich höherem Grade jedoch, als alle Quälereien vor und bei dem Schlachten, muß nothwendig die Monate lang fortgesetzte Qual der Mästung eine schädliche, ungesunde Nahrung erzeugen.

Wir wollen, wie stets gesagt, nicht von dem Standpunkte des Mitleids und der Erbarmung mit dem, wehrlos dem „vernünftigen Menschen" preisgegebenen, Schlacht-

thiere ausgehen, nicht mit den „Thierproducenten" über die gewaltsamen Eingriffe in das Thierleben durch Störung und Verkümmerung der einzigen Quellen des thierischen Lebensgenusses, des Fortpflanzungs- und Nahrungstriebes rechten, obgleich, wie wir Alle glauben, mit dem Leben des Thieres seine selbständige Existenz überhaupt aufhört und der bewußtlos durch das Leibesleben dahinwandernden Creatur kein Leben der Vergeltung und Tröstung für unverdiente Leiden in einer Fortdauer der Thierseele nach dem Tode des Leibes vorbehalten ist. Wir wollen auch den erstgedachten Eingriff in die Natur des Thieres bei Arbeits- und Schlachtthieren um so eher, da er nur mit vorübergehenden Schmerzen verbunden ist, durch die nothwendige Sorge für öffentliche Sicherheit und Sittlichkeit, ja durch Erzielung einer besseren Fleischnahrung gerechtfertigt halten, wie manches andere „nothwendige Uebel" in der Welt.

Allein wenn vollends der thierische Genuß der Nahrung, der einzige oder wenigstens der hauptsächlichste, welcher dem gezähmten, seiner Freiheit beraubten Schlachtthiere noch übrig gelassen ist, demselben durch die gewaltsame Mästung, durch Einsperren, durch Einstopfung nicht naturgemäßer Nahrung im Uebermaß, durch den Eckel der Uebersättigung und die hiedurch geflissentlich erzeugte, der Wassersucht in vielen Stücken ähnliche Fettkrankheit mit ihren, von dem kurz athmenden Thiere nur in schwachen Klagelauten kundgegebenen, Beschwerden zur fortdauernden Qual gereicht und mit alle dem nur eine ungesunde schädliche Nahrung für den Menschen erzielt wird: dann gesellt sich zu der Entrüstung jedes Einsichts- und Gefühlvollen über diese Barbareien gegen die „stumme wehrlose Creatur" noch die tiefe Bedauerniß jedes Vernünftigen über die Unvernunft des Vorurtheils, des Schlendrians und der offenbarsten Zweckwidrigkeit.

Das Fett und die Fettkrankheit.

Es sei erlaubt, hier ein kurzes Wort der Belehrung:

1) über die Rolle', welche dem Fett im gesunden menschlichen, wie thierischen Leibe zugetheilt ist, und

2) über die Bedeutung des thierischen, wie des Pflanzenfettes unter den Nahrungsmitteln einzuschalten.

In dem gesunden lebenden Organismus hat das thierische Fett nur eine untergeordnete Rolle; es ist, so zu sagen, „Lückenbüßer" d. h. es wird im Zellgewebe, welches gewissermaßen die Grundlage aller sogenannten „weichen Theile" des Leibes, Fleisch, Eingeweide, Häute u. s. w. bildet, überall da abgelagert, wo eine Lücke zwischen den verschiedenen Organen des Leibes sich findet, z. B. zwischen den über- und durcheinander liegenden Muskeln, unter der Haut, in den Röhren der Knochen, an und zwischen den Eingeweiden zur Unterstützung derselben und Erhaltung in ihrer gegenseitigen Lage. Es wird unter den Nahrungssäften, welche die einsaugenden Gefäße des Verdauungskanals aus der Speisenmasse aufsaugen, dem Blute zugeführt und aus diesem in eben genannter Weise im Organismus ablagert.

Wenn nun dem Blute durch allzu reichliche, oder allzu viel Fett enthaltende Nahrungsmittel eine allzugroße Menge Fett zugeführt wird, so ist die natürliche Folge, daß allzuviel Fett in oben genannter Weise im Leibe abgelagert wird. Hiedurch entsteht nothwendig eine Beengung derjenigen Organe, zwischen welchen die Fettablagerungen sich finden, die Beweglichkeit der Muskeln wird gehemmt, der Blutumlauf durch die Adern wird beengt, das „Fettherz" wird in seinen den Blutumlauf regelnden Bewegungen gestört, die Lungen werden beengt, der Athmungsprozeß leidet Noth, der beengte Verdauungskanal wird in der Weiterbewegung der Speisenmasse beeinträchtigt, — kurz, es entsteht eine Reihe von Stockungen im ganzen Lebensprozeß, und diese nach und nach

allgemeiner gewordenen krankhaften Beschwerden mit ihren nachtheiligen Folgen heißen dann mit Recht „Fettkrankheit," eine Reihe von Störungen der Gesundheit, das heißt der regelmäßigen und naturgemäßen Lebens-Erscheinungen und Verrichtungen der verschiedenen Leibes-Organe, welche sogar am Ende zu einem tödtlichen Ausgange führen.

Das Fett ist kein Nahrungsmittel.

Aber auch als menschliches Speisematerial hat das Fett in seinen verschiedenen thierischen und pflanzlichen Arten nur einen untergeordneten Rang. Die organische Chemie zählt dasselbe garnicht unter die eigentlichen Nährstoffe und es ist ein, wiewohl allgemein, namentlich unter arbeitenden Classen verbreiteter, doch positiver Irrthum, wenn die Speisen für desto kräftiger gehalten werden, je mehr sie mit Fett versehen sind. In den Küchen dient das Fett bloß als Zubereitungs-Mittel von Gebratenem, Gebackenem, Geschmortem u. s. w. und die fetten Speisen gehören an und für sich unter die schwerverdaulichen; daher auch aus ganz richtigen diätetischen Gründen der Genuß von Fett im mosaischen Speisengesetz untersagt ist, 3 Buch Mos. 3, 17. 7, 23.

In dem Haushalt des lebenden Organismus des Menschen und der Thiere dient das, ins Blut mit den Nahrungssäften gekommene, Fett nur als „Athmungsmittel," d. h. die Bestandtheile desselben dienen durch ihre Zersetzung zur Unterhaltung derjenigen chemisch-organischen Veränderungen, welche mit dem in die Lungen geführten Blut durch den Beitritt der eingeathmeten atmosphärischen Luft und die Vermengung mit derselben vor sich gehen, und die Produkte dieser Zersetzung werden mit der wieder ausgeathmeten Luft ausgeführt.

In den kalten Länderstrichen der Erde, wo die atmosphärische Luft dichter und schwerer ist und demnach mit einem eingeathmeten Luftzug mehr Bestandtheile, aus denen die at-

mosphärische Luft zusammengesetzt ist, in die Lunge kommen, als mit einer dünneren Athmungsluft, ist in eben dem Verhältniß zur Unterhaltung des Athmungsprozesses mehr von solchen Stoffen im Blut nöthig, wie sie das Fett, aber auch andere Materialien, wie z. B. der Weingeist enthalten.

Daraus erklärt sich z. B. das Bedürfniß der Bewohner der nordischen Polargegenden, Samojeden, Eskimaux, Grönländer 2c., Fischthran zu trinken, oder der an der See, also den tiefsten Gegenden der festen Erdoberfläche, wo die Luft gleichfalls dichter ist als auf den Höhen, wohnenden und auf derselben beschäftigten Fischer- und Schiffervölker der nördlicheren Länder, Branntwein zu genießen.

Entbehrlichkeit des Fettmästens.

Aus allem dem Gesagten muß nun mit aller Folgerichtigkeit einleuchten: daß

erstlich das Mästen der Schlachtthiere mit der Absicht, eine größere Menge von Fett zu erzeugen, — seine bestimmten Gränzen haben muß, über welche hinaus die Fetterzeugung nicht getrieben werden darf, wenn nicht eine künstliche Fettkrankheit in dem Mastthier entstehen soll, wodurch das Fett selbst, wie das Fleisch, jedenfalls als menschliches Speisematerial krankhaft verschlechtert werden muß, und —

zweitens, daß das aus einem ganz gesunden, d. h. nicht künstlich gemästeten Schlachtthiere, — (da ja die Mästung an und für sich jedenfalls eine widernatürliche Ernährung für das Thier ist und bleibt) — gewonnene Fett dem Fett aus einem gemästeten Thiere unbedingt weit vorzuziehen sei.

Und nun zu den Mißbräuchen und Verkehrtheiten der Thier-Mästung.

Schädlichkeit des Einsperrens der Mastthiere.

Am besten sind noch die zur Mast bestimmten Ochsen, Kühe, Rinder und Schafe daran; sie bleiben in dem gewohnten Stall und erhalten so reichliche Nahrung, als sie freiwillig fressen können und mögen, diese wird ihnen nicht aufgedrungen.

Die einzige Zweckwidrigkeit besteht in ihrem Gefangenhalten, in der Entziehung freier Bewegung in freier Luft, um, wie man sich fäschlich einbildet, ja nichts von der kostbaren Fettansammlung zu verlieren, das durch gesteigerte Transpiration oder Athmung verloren gehen könnte!

Allein auch schon diese Zweckwidrigkeit des Gefangenhaltens im Stall ist geeignet, das Thier krank zu machen. Bewegung ist das erste Erforderniß der Gesundheit für Menschen und Thiere; dieser Erfahrungssatz ist allzu allgemein, als daß er erst noch bewiesen werden müßte.

Sodann ist die Stallluft verunreinigt durch die Ausdünstungen der Thiere selbst und ihrer Auswürfe. Diese unreine Luft wirkt nachtheilig auf den Athmungsproceß, das Blut in den Lungen kann weniger gereinigt und für die verschiedenen Bedürfnisse des Körperhaushalts vorbereitet werden, es bleiben zurück oder erzeugen sich, zumal unter dem Einfluß der reichlicheren, durch Körperbewegung nicht gehörig verarbeiteten Nahrung, Krankheitsstoffe und somit wird auch das Fleisch solcher Mastthiere verschlechtert und zur Nahrung für Menschen untauglicher. Zu dem abgelagerten Fett gesellen sich manche unreine oder selbst Krankheitsstoffe, die mit demselben aus dem Blut ausgeschieden und abgelagert werden, und das Fett selbst wird als Nahrungs- oder vielmehr Zubereitungsmittel der menschlichen Speisen verschlechtert, selbst schädlich gemacht.

Die Knochenbrüchigkeit ist die bekannte Folge einer, zu einem Gefangenhalten in dumpfen, dunkeln, unrein gehaltenen Ställen, in Verbindung mit schlechtem Futter ausarten-

den Stallfütterung bei dem Rindvieh, eine Krankheit, wo durch Entstehung scharfer Säfte die Knochenmasse aufgelöst wird, so daß die Fuß- und andere Knochen sogar schon beim Niederliegen des Thieres entzwei brechen.

Schädliche Thorheiten bei der einheimischen Schweine-Mast.

Weit schlimmer sind die (jedoch seltener vorkommenden) Mastkälber, besonders aber die Schweine daran. Das Einsperren in dunkle Ställe, in Behälter (wie die Kälber), wo sie sich nicht rühren, nicht umwenden können, die Unreinlichkeit und der Unflath, dessen sich die Schweinezüchter recht eigentlich befleißigen in dem falschen Wahn, daß dieß der Natur des Thieres entspreche „weil es sich im Kothe wälzt" (während der Naturtrieb, der das Schwein zum häufigen Baden treibt, dasselbe nur in Ermanglung reinen Wassers zur Pfütze zwingt) — alle diese Einwirkungen, welche der Natur dieser Thiere total zuwider sind, müssen sie nothwendig krank machen.

Dazu kommt, daß man bei der Schweinemast den Thieren eine völlig widernatürliche Nahrung nur allzuoft aufnöthigt. Jeder Abfall, jeder Unrath wird aufgesammelt und zusammengemengt, bis der Hunger die ihrer Natur nach sehr wählerischen Thiere dazu zwingt. Die gährende scharfe Masse erzeugt einen widernatürlichen Appetit, Bewegung und Baden in frischem Wasser ist den armen Gefangenen versagt, die Ausdünstungen ihres Behälters verhindern eine gesunde Blutbildung durch den Athmungsproceß, die Blutmasse wird mit schlecht bereiteten, weil von schlechter und schlecht verdauter Nahrung herrührenden Säften überfüllt, ein gesunder Stoffwechsel ist zur Unmöglichkeit geworden: — und dann wundert man sich noch, wenn pestartige, ansteckende, oft schnell tödtliche Krankheiten, zumal in der heißen Jahreszeit, in solchen Schweinställen ausbrechen und beeilt sich, das kranke Thier noch schnell vor dem — Absterben zu schlachten! — Und nach Allem diesem wundert man sich dann noch, wenn von solchen Thieren die in Blut und Leber (s. o. S. 28) schon vorberei-

teten Krankheitsstoffe sich so häufig als „Wurstgift“ zu erkennen geben, das nach dem Genuß solcher Würste schnell tödtet, und gegen welches noch kein sicheres Gegenmittel gefunden wurde!

Kommt es aber auch nicht zu solchen extremen Folgen, so ist es jedenfalls, wie schon oben ausgeführt, die Fettkrankheit, eine krankhafte, unnatürliche Ablagerung von Fett in allen Höhlen und Zwischenräumen des Thierkörpers, was dem Schweinezüchter als erwünschtes Ziel seiner Bemühungen vorschwebt, und es ist sein Triumph, wenn er endlich eine unförmliche, unbewegliche, keuchende Fettmasse auf vier, in ihr fast verschwindenden Füßen, aufweisen kann, deren Produkte an Fleisch, Fett, Eingeweiden, Blut mit ihren krankhaften widernatürlichen Mischungen in festlicher „Metzelsuppe“ zu allen den, der schwäbischen Gewohnheit eigenthümlichen Fabrikaten verarbeitet werden, welche an südafrikanische Leckereien (s. o. S. 18.) erinnern könnten.

Die im Ruf stehenden norddeutschen, spanischen, italienischen, nordamerikanischen Schinken kommen von Thieren, die nicht in dumpfen, qualmenden, von Unrath überfüllten Ställen mit widernatürlichem Gemengsel übermästet wurden, sondern (wie in Amerika) in Wald und Feld, ihrem Natur-Instinkt überlassen, aufgewachsen sind, oder in eingefriedigten Tummelplätzen, wo ihnen Bewegung verstattet und frisches Wasser zugänglich ist, mit frischem, gesundem Pflanzenfutter (Rüben, Kastanien, Kartoffeln, Getreide, Welschkorn 2c.) zur Genüge gefüttert wurden.

Unflätherei in der Schweinezucht und Parasiten.

Nicht zu übersehen ist, daß gerade bei dem Schwein Parasiten und darunter auch Blasenwürmer (Finnen) bei widernatürlicher Haltung und schlechter Pflege vorkommen, die sich, wenn sie mit dem Fleisch und den Eingeweiden in den Darmkanal des Menschen und der fleischfressenden Thiere kommen, zu den denselben eigenthümlichen

Bandwürmern ausbilden; daher auch die Krankheits-Statistik den Bandwurm am häufigsten bei den Fleischern und dem Küchenpersonal nachweist, weil, wie gesagt wird, diese z. B. die Gewohnheit haben, das blutige oder mit den Unreinigkeiten des Darmkanals behaftete Schlacht- oder Küchenmesser beim Zerwirken oder Zurichten zwischen die Zähne zu nehmen und so in Gefahr sind, eine lebende Finne (Blasenwurm) als Keim des Bandwurms zu verschlucken.

Nicht zu übersehen ist auch die durch den Genuß solchen Fleisches von so gehaltenen und gemästeten Schweinen notorisch auf den Menschen übertragbare Trichinenkrankheit, deren Natur erst in den letzten Jahren genau erkannt worden ist, indem sie von kleinen, sogenannten Haar- (Trichinen-) Würmern entsteht, die in dem Fleisch schlecht gehaltener Schweine hausen, mit demselben in den menschlichen Körper übergehen, sich in demselben verbreiten und nicht selten eine tödtliche Krankheit erzeugen. (Hierüber weiter unten ein Mehreres.)

Geflügel-Stopf-Anstalten.

Am unglücklichsten aber unter allen Schlachtthieren ist das zahme Geflügel daran, die Hühnerarten, die Gänse und Enten, denen das Mastfutter gewaltsam aufgedrungen wird. Der in den sog. „Stopfanstalten" mit Einem Druck einer, „Stopfmaschine" genannten, Vorrichtung den unglücklichen Vögeln gewaltsam eingetrichterte Nahrungsbrei ist schon an und für sich keine der Natur dieser Vögel angemessene Nahrung. Diese Vögel sind von der Natur zumeist auf Körner, auf andere Pflanzensamen und andere festere Nahrungsmittel angewiesen; diese werden zuerst im Kropf, dieser sackartigen Erweiterung der Speiseröhre, von dem getrunkenen Wasser und den hier sich ausscheidenden Verdauungssäften aufgeweicht und sodann in dem starken, fleischigen Magen dieser Vögel, vermöge der lederartigen Auskleidung desselben und vermittelst der kleinen Steinchen

und Sandkörner, welche diesen Vögeln eben deßwegen zu sich zu nehmen Bedürfniß ist, mechanisch zerrieben und zermahlen und die naturgemäß bereiteten Nahrungssäfte werden aus dem, somit erst im Magen des Thieres erzeugten, mit den nöthigen Verdauungssäften gehörig gemischten Speisebrei im weiteren Verlauf des Darmkanals aufgenommen und dem Blute zugeführt. Jener Mästungsbrei ersetzt daher dem Vogel seine naturgemäße Körnernahrung nicht, das Thier wird unbehaglich, krank, und das, wenn auch noch so zarte, oder durch diese Behandlung vielmehr krankhaft erschlaffte, seiner natürlichen, kräftigen Beschaffenheit beraubte Fleisch desselben wird niemals eine so kräftige, gut nährende Speise abgeben, als das von reichlich gefüttertem, seinem natürlichen Appetit überlassenem, der freien Bewegung nicht beraubtem Hausgeflügel, oder vollends von dem, seiner Natur in vollem Maß überlassenen Wildgeflügel gewonnene.

Dazu kommt, daß die nicht mit Appetit genommene, sondern mit dem Eckel der Uebersättigung dem Thiere im Uebermaß aufgedrungene Nahrung, von der Verdauungskraft nicht gehörig gewältigt, also nur schlecht verdaut werden kann, so daß die durch Eckel und Uebermaß der Nahrung unausbleiblich mehr und mehr geschwächte Verdauung in das Blut und von diesem in den ganzen Körper der gewaltsam gestopften Thiere keine naturgemäße, gesunde Nahrungssäfte mehr liefert, die sofort auch das Fleisch derselben vollends zu keiner gesunden, gedeihlichen Nahrung für den menschlichen Genuß machen können.

Natürliche Mästanstalten statt der Stopfanstalten.

Wir glauben, hier keinen gegründeten Einwurf unberechtigter Beeinträchtigung eines „freien und berechtigten Gewerbes" besorgen zu dürfen. Es ist niemand genöthigt, den Stopfanstalten den Rücken zu kehren, noch sich ihnen zinsbar zu machen. Wer einen kranken, erschlafften,

matten Braten dem kräftigen vorzieht, ist daran nicht gehindert. Die Geschmäcke sind verschieden.

Was hier aus dem Bereiche wissenschaftlicher Erfahrungen und Thatsachen dem unerfahrenen Publikum gesagt wird, hat keinen andern Zweck, als dem Consumenten alles mitzutheilen, was ihm zur Bildung seines eigenen Urtheils nöthig ist, und die Warnung vor zweckwidrig gemästetem Fleisch ist ebensowenig eine Feindseligkeit gegen den Mäster, als z. B. die Warnung vor gesundheitschädlich-gefärbten Bonbons u. a. schädlichen Genüssen gegen deren Producenten. —

Sollte indeß nicht das wohlverstandene eigene Interesse die Unternehmer solcher Anstalten selbst darauf leiten, daß es für sie eine nicht unwesentliche Ersparniß an Arbeit und Material sein würde, statt des eingetrichterten gekochten Breies den Vögeln so viel Körnerfutter in Natura im eingefriedigten, mit Wasser versehenen Raume vorzusetzen, als sie von freien Stücken zu sich nehmen wollen und können? Die Bequemlichkeit für das consumirende Publikum, stets zu jeder Zeit eine Bezugsquelle gesunder, kräftiger Braten zu haben, bleibt dieselbe und der Absatz wird eher zu- als abnehmen, die Concurrenz einer natürlichen Mästanstalt sicherlich den Sieg davon tragen!

Barbarei des Hausmästens durch Stopfen von Hand.

Am schlimmsten und unglücklichsten unter dem Geflügel sind schließlich die der Hausmästung zunächst anheimgefallenen Gänse und Enten daran. Hier ist es nicht einmal die leblose „Stopfmaschine", die wenigstens schmerzlos (wenn nicht anders durch übermäßigen Druck dem armen Thier der Kropf zersprengt wird) den weichen Mästungsbrei auf einmal eingießt, sondern der rohe Finger der Stopferin, welche mit dem handvollweise bewerkstelligten Einstopfen der, wenn gleich gekochten, doch stets harten und eckigen, für das Einstopfen in Masse allzugroßen Welschkornkörner, in kalter Küche bei später Nachtzeit ihr mühsames Tagwerk zu

beschließen eilt, und, schlaftrunken, für die erstickten Klagelaute des, durch den engen Kerker schon abgeschwächten, von Kälte und Nässe halb erstarrten Thieres kein Ohr hat. Wenn das sich sträubende Thier in dem umschnürenden Tuch, wie dieß nur allzuhäufig geschieht, blutrünstig gedrückt wird und so oft den beständigen Schmerzen einer ganzen, blutunterlaufenen Körperhälfte verfällt; so kommt zu der, aus dem Uebermaß von Nahrung durch schlechte Verdauung der letzteren entstandenen, schlechten Blutbildung noch eine wirkliche Blutvergiftung hinzu durch den, in den entzündeten, blutrünstig gedrückten Theilen eingeschlossenen Eiter, der sich sofort in verschiedenen Theilen des Thierkörpers ablagert, das Fleisch und Fett vergiftet und dasselbe zu einer wirklich schädlichen Nahrung machen muß.

Kommt es aber auch nicht zu einer solchen extremen Verletzung des armen Thieres, so bleibt es doch jedenfalls den Schmerzen der, durch das Einstopfen der harten, eckigen Körner verletzten, durch die täglich wiederholte Reitzung endlich entzündeten Gaumenhöhle und Speisenröhre anheimgefallen.

Zu diesen Schmerzen, unter deren dauerndem Einfluß das Thier schon an und für sich krankhaft leidend und geschwächt wird, gesellt sich also noch die krankhafte Verdauung, hervorgebracht durch das Uebermaß der dem Thiere aufgenöthigten, nicht naturgemäßen Nahrung, wodurch Krankheiten der wesentlichsten Organe für die Lebensunterhaltung, der Ernährungsorgane unausbleiblich entstehen, vor allen andern aber die „Fettkrankheit.“ Wie manche dieser, zu einer unförmlichen Fettmasse angeschwollenen, des Gehens unfähig gewordenen Thiere sind schon zum Verdruß der ungenügsamen, nach Gänsefett immer noch mehr gierigen Stopferin, vor der Zeit „im Fett erstickt!“

Krankhaft entartete Gänselebern.

Die Verdauungskraft bleibt dem Uebermaß der eingestopften Nahrung nicht mehr gewachsen, nicht einmal die

dem Thiere nöthigen Steinchen und Sandkörner kann es in seinem Gefängniß erreichen, der größte Theil der Nahrung geht unverdaut ab, die schlecht bereiteten Nahrungssäfte verderben das Blut, das beim Schlachten entfärbt erscheint, weil die naturgemäße Blutbildung durch den krankhaft gestörten, durch Fettablagerung gehemmten Athmungsprozeß und Blutumlauf unter dem Mangel aller Bewegung nicht mehr gehörig bewerkstelligt werden kann. Die Leber insbesondere, dasjenige Organ, welches vorzugsweise die Bestimmung hat,

einerseits die für den Lebensproceß entbehrlich gewordenen, die ungehörigen, fremdartigen und, wenn sie unausgeschieden im Blute bleiben, schädlichen, Krankheit erzeugenden thierischen Stoffe aus dem Blute auszuscheiden,

andererseits mit der Galle einen, die Verdauung wesentlich unterstützenden, für dieselbe unentbehrlichen Verdauungssaft zuzubereiten, —

die Leber ist, bei dem Uebermaß fremdartiger, durch die Verdauung nicht gehörig angeeigneter Stoffe im Blute, dieser ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen, sie schwillt krankhaft an, überfüllt von den in ihr angesammelten krankhaften Stoffen, die das Organ nicht mehr verarbeiten und ausscheiden kann, die Galle wird schlecht bereitet und versagt ihren Dienst und die Verdauung ist vollständig zerrüttet. —

Und diese entarteten Gänselebern werden zu jenen künstlichen Gerichten verarbeitet, deren „Unverdaulichkeit" beinahe sprichwörtlich geworden ist; — eine nur allzu gelinde Bezeichnung der Wirkungen jener Anhäufung schädlicher thierischer Stoffe in dem krankhaft aufgedunsenen Eingeweide des kranken Thieres, gegen welche sich am Ende auch der gesundeste, kräftigste Magen des raffinirtesten Feinschmeckers in einer „Indigestion" sträubt; — wofern nicht, wie dieß schon so manchmal vorkam, sich ihre Wirkung in noch weit schlimmeren Folgen für die Gesundheit des Essers äußert, wenn diese „Unverdaulichkeit" der Leberpa-

stete sich durch mehr oder weniger kurzen Verlauf mit tödtlichem Ausgang, noch häufiger aber durch langwierigen Verlauf einer, auf solchen Genuß oft unmittelbar folgenden, schweren Krankheit des Gourmand's kund gibt!

In der That, es gehört zu dem Genuß solcher aufgeschwollenen, mit schädlichen Stoffen überfüllten, krankhaften Gänselebern ein Appetit, von dem zum Appetit nach einem gebratenen Geschwür oder Absceß nur ein kleiner Schritt wäre; der Thatsache vollends gar nicht zu gedenken, daß die Leber überhaupt bei allen Geschöpfen gerade zu denjenigen Organen des Leibes gehört, welche nicht am seltensten von verschiedenen „Parasiten" (Schmarotzerwürmern) bewohnt und aufgesucht werden und desto mehr, je mehr schon im Voraus eine krankhafte Disposition vorhanden ist.

Kranke Braten und eckelhaftes Schmalz.

Daß sofort auch das Fleisch der so widernatürlich gemästeten Wasservögel und das gleichfalls der „Unverdaulichkeit" mit Recht beschuldigte, von ihnen gewonnene Gänseschmalz keine gesunde, gedeihliche menschliche Speise liefern werde, wird nach dem bisherigen keiner weiteren Erörterung bedürfen, um zu dem Schluß zu gelangen: —

daß eine „verständige Hausfrau" besser daran thun wird, die gleiche Menge eines gesunden Gänsefettes und mehr gesunde Lebern und Braten mit dem gleichen Futterquantum aus mehreren, ihrem natürlichen Appetit und naturgemäßer Bewegung überlassenen Thieren zu gewinnen, als aus Einem durch widernatürliche Behandlung und raffinirte Qualen krank gemachten, keuchenden, übermästeten;

und daß es eine ganz schlechte Spekulation ist, wenn man mit unnöthigem Aufwand von stets mehr oder weniger unverdaut bleibendem, also vergeblich

verwendetem Welschkorn möglichst große kranke Gänselebern zu erzielen trachtet, um durch deren Verkauf an Straßburger oder selbst inländische Garköche sich einen vermeintlich wohlfeileren, aber in Wirklichkeit krankhaft verschlechterten Gänsebraten und krankhaft verschlechtertes, eckelhaftes Gänseschmalz zu sichern.

Es ist wahrlich zum Verwundern, daß, wenn auch einzelne dieser Mißhandlungen der Schlachtthiere, und namentlich die empörendsten derselben mit gewaltsamem Mästen, schon ab und zu von Wohlmeinenden gerügt wurden, doch noch kein Verein gegen Thierquälerei die Gesammtheit dieser, gewiß grausameren Mißhandlungen der Schlachtthiere, als alle Grausamkeiten gegen Arbeits- und Feldthiere, —

daß noch keine sanitätspolizeiliche Aufsicht diese geflissentliche Erzeugung schlechter, ungesunder, selbst fast bis zur Vergiftung schädlicher menschlicher Nahrung, schon längst zum Gegenstande ihrer ernstlichen fürsorgenden Thätigkeit gemacht hat. —

Anderweitige Mißhandlungen der für menschliche Nahrung dienenden Thiere.

Dieser langen Reihe von wirklich schädlichen, für die Gesundheit der Menschen mehr oder minder gefährlichen Mißbräuchen in Behandlung der Schlachtthiere vor und bei dem Schlachten lassen sich noch manche andere, wenn gleich nicht in gleicher Weise nachtheilige Mißbräuche gegen dieselben, sowie gegen andere, der menschlichen Nahrung dienenden Thiere anreihen.

Verletzungen der Schafe bei der Schur.

Einer großen und durch Vermeidung von Fahrlässigkeit leicht vermeidlichen Qual unterliegt das geduldige Schaf bei der Schafschur dadurch, daß bei der unzweckmäßigen

Einrichtung der gewöhnlichen Schafscheeren dem armen Thiere bis an zollbreite Stücke Haut ausgeschnitten werden. Diese bei der besondern Empfindlichkeit der Hautnerven besonders schmerzhafte Verletzungen haben zwar in der Regel an und für sich keinen auffallend schädlichen Einfluß auf die Gesundheit der Thiere und demnach zuletzt auf die Beschaffenheit ihres Schlachtfleisches; allein sie werden noch weiter dadurch schmerzhaft und bedenklich, weil sich Fliegen und am Ende deren Brut in die eiternden Wunden festsetzen und dann schlimme Krankheitserscheinungen entstehen können. Auch sind die verdickten Narben weder für den Wollwuchs, noch das Fell vortheilhaft.

Würde man den Scheerenblättern eine Wölbung nach der Außenseite oder eine schief nach außen abgekantete Schneide geben, wie dieß bei andern Scheeren der Fall ist, statt daß die Blätter der Schafscheere sehr dünn und messerartig mit beiderseits flachen Seitenflächen gebildet sind, so könnte ein Hereinziehen der Haut zwischen die Scheere durch Anspannen der Wollhaare nicht wohl stattfinden.

Schafseuchen durch schlechte Pflege.

Daß andere Vernachlässigungen dieser nützlichen Thiere in Pflege und Haltung sich durch mehr als eine Seuche rächen, ist eine allzubekannte Thatsache, um hier noch besonders in thierschutzfreundlicher Regung erwähnt zu werden, da sich solche Thorheit stets am empfindlichsten an dem Beutel des Besitzers selbst rächt, und der Gefahr der Uebertragung solcher Calamität auf andere Heerden durch Ansteckung (wie namentlich der Schafraude) durch zweckmäßige Polizei-Maßregeln begegnet ist.

Pförchen im Sommer zur heißen Tageszeit.

Minder ist dieß der Fall bezüglich einer Regelung des Pförchens, da dieß eine nicht unbeträchtliche Ein-

nahmequelle der Gemeinden ist. Hier ist das ab und zu vorkommende Pförchen unter Tages in heißer Jahreszeit, also nach der Ernte, als ein wirklicher, der Gesundheit der Thiere höchst nachtheiliger Mißbrauch zu rügen, indem die armen Wollträger hier den stechenden Sonnenstrahlen auf offenem Felde preisgegeben sind. Das Schaf ist aber nach Abstammung und Behaarung ein den höheren, also kälteren, Gebirgsgegenden der gemäßigten Zone angehöriges Thier, dessen natürliche Wollhaare nur durch die menschliche Zucht und Pflege seit Jahrtausenden die Oberhand über die, den noch vorkommenden wilden Schafen eigenthümlichen, schlichten und groben Deckhaare gewonnen haben, wie dieß aus der Wahrnehmung hervorgeht, daß Schafheerden, die in den Kriegszeiten der ehemaligen spanischen Colonien in Südamerika nicht geschoren werden konnten, nach Abstoßung des verfilzten Vließes die schlichten Deckhaare für immer wieder bekamen. Die Schafe können daher excessive Hitze ihrer Natur nach nicht ertragen und die Heerden müssen in der heißen Tages- und Jahreszeit in Schatten gebracht werden, wenn sie gesund bleiben sollen.

Schafwasche im Winter.

Noch eine andere ebenso thörichte wie barbarische Mißhandlung der Schlachtschafe in entgegengesetzter Richtung muß hier verdientermaßen gerügt werden.

Diese besteht in unzeitigem Waschen der zum Verkauf bestimmten Schlachtwaare, weil man diese zuvor zu scheeren beabsichtigt. So erhielt der Thierschutzverein Kunde von einer am 18. Februar d. J. in einem württembergischen Oberamt von fremden Schäfern im offenen Fluß vorgenommenen Schafwäsche, wobei die Thiere noch lange Zeit nachher bei scharfem Nordostwind im Freien stehen mußten, bis sie, unter heftigem Frostzittern halb erstarrt, beim endlichen Wegtreiben kaum noch gehen konnten.

Sollte hier noch darauf hinzuweisen sein, welch nach-

theiligen Einfluß auf die Gesundheit und somit auf die Güte des Schlachtfleisches diese langdauernde Einwirkung einer eisigen Temperatur des Wassers eines beeisten Flusses, und dann noch der eisigen Luft auf die nasse Wolldecke und durch diese auf die sonst durch diese dichte Wolldecke geschützte und dadurch gegen Kälte-Einwirkung verweichlichte Körperoberfläche der armen Thiere haben muß, die man doch sogar im hohen Sommer zur Zeit der gewöhnlichen Schafschur unmittelbar nach Entfernung der Wolldecke tagelang vor Frost zittern sehen kann? Dazu kommt noch der Transport der geschorenen Schlachtwaare zur harten Winterszeit. — Der Eigennutz des Händlers fragt hier ebensowenig nach den Qualen der Schlachtopfer, wenn sie, an rheumatischer Entzündung krank noch den langen Weg über den Rhein nach Frankreich zurücklegen müssen, als nach dem Wohl und Wehe der Consumenten, wenn ihnen das Fleisch fieberkranker Thiere aufgetischt wird.

Sicherlich dürften die Polizeibehörden in Stadt und Dorf das Recht und die Pflicht haben, solcher thörichten Thierquälerei, wo sie sich findet, bei Fremden und Einheimischen energisch zu steuern.

Gebrauch der Melkkühe zum Zug.

Weniger in thierfreundlicher, als in wirthschaftlicher Beziehung ist schon vielfach die Frage erhoben worden: ob es zuläßig sei, das Melkvieh zugleich als Zugvieh zu gebrauchen.

Auf Gegenden mit blühendem Ackerbau bei geschlossenem Güterbesitz hat diese Frage keinen Bezug, weil hier in der Regel auf stattliches Pferde- oder Ochsen-Gespann für Wagen und Pflug gesehen wird; sie findet ihre Beziehung bloß in Gegenden, wo bei großer Gütervertheilung Kleinwirthschaft betrieben wird und das disponible Futterquantum zu keinem Gespann reicht. Ohne jedoch hier auf die eigentlich doch mehr landwirthschaftliche Frage einzugehen,

läßt sich von thierschutzfreundlicher Seite nur so viel sagen: daß eine mäßige Zugarbeit bei hinlänglichem Futter dem Melkvieh keinen Nachtheil bringen, vielmehr die damit gegebene Bewegung als Gegenmittel gegen zweckwidrig übertriebene Stallfütterung heilsam und zuträglich sein kann; während selbstverständlich übertriebene Zumuthungen, oder, wie dieß nur allzu häufig berichtet wird, rohe Mißhandlungen des Melkviehs unausbleiblich krankhafte Verschlechterung der Milch und selbst Krankheiten des Thieres zur Folge haben müssen.

Daß aber jedenfalls in der Zeit der Trächtigkeit die Inanspruchnahme für Zugarbeit gemindert oder ganz eingestellt werden muß, wird nicht erst zu beweisen sein, wenn nicht allmählige Verkümmerung der Rasse oder unmittelbarere schädliche Folgen für die Gesundheit und das Leben der Thiere selbst eintreten sollen.

Hoher Viehstand bei geringem Futterstand.

Ebenso enthalten wir uns, auf so manche etwa noch zu findende Vorurtheile oder herrschende Gebräuche, oder vielmehr Mißbräuche in Sachen der Thierzucht, näher einzugehen und überlassen es dem Fortschritt in landwirthschaftlichen Dingen, einer z. B. da und dort herrschenden Eitelkeit auf möglichst zahlreichen Viehstand entgegenzutreten, wenn dieser nicht im richtigen Verhältniß zu den Futtermitteln steht und dann ein trockener Jahrgang und Futternoth — Beschränkungen der Futterrationen und so Verkümmerung, namentlich des Jungviehs und allmählig der ganzen Rasse, zur nothwendigen Folge hat. Verkümmerung der Nutz- und Arbeitsthiere in der Ernährung hat ja schon das Gesetz des Alterthums 5 B. Mos. 25, 4. verurtheilt, und das Christenthum hat dieses Verbot der Thiermißhandlung, 1 Cor. 9, 9., bestätigt. Hier ist es jedoch weniger der Schaden für die menschliche Gesundheit durch schlechteres Schlachtfleisch, als der Schaden für den Beutel des Thier-

züchters und Landwirths, was in Betracht kommt, wenn dieser nicht zu rechnen versteht. —

Die Jagdthiere.

Einen Haupttheil menschlicher Fleischnahrung nach den Schlachtthieren bilden die Jagdthiere.

Dankbar erkennt unser engeres Vaterland Württemberg die weise und humane Fürsorge einer langen gesegneten Regierung, welche das frühere, so nachtheilige Jagdregal bis auf wenige Wildparke zurückgeführt und mit der hiemit gegebenen, an Ausrottung grenzenden Minderung des Wildstandes in Staats- und Gemeinde-Forsten zugleich den Barbareien der alten Waidmannslust in Parforce-Jagden, Fuchsprellen, Reigerbaizen u. s. w. ein gründliches Ende gemacht hat. Felder und Fluren sind vor den früheren Verwüstungen des Hoch- und Schwarzwilds gesichert und die niedere und die Vogeljagd in Feld und Flur ist durch Verpachtung sogar zu einer Einnahmequelle der Gemeinde-Kassen geworden. Die Einhaltung der gesetzlichen Schon- und Hegezeit ist unter Controle gestellt und das Verpachtungssystem selbst ist auf Beschränkung des Klein- und Vogel-Wilds bis zu den, den Interessen der Landwirthschaft entsprechenden Grenzen berechnet.

Schlechte Schützen.

Den Vertretern des Thierschutzes bleibt hienach kein wesentlicher Wunsch übrig, es sei denn der: daß bei den Jagdverpachtungen weniger auf die Solvenz, als die waidmännische Fertigkeit des Jagdpächters gesehen werden möge, da die unsichere Hand so manchen Sonntagsjägers eine größere Zahl blos angeschossener Thiere übrig läßt, die nach langen Qualen der Verwundung doch am Ende nur die Beute der Raubthiere und Aasvögel werden, während das ungeübte Auge und Ohr so manchen nützlichen Freund des

Landwirths mitgehen läßt, der nicht einmal der Küche des schlechten Schützen Ehre zu machen würdig ist.

Fangen in Schlingen und Leimruthen.

Mit dieser Beschränkung des Wildstandes ist auf ganz friedlich-natürlichem Wege auch die Versuchung zum Wildern und die damit verbundene Demoralisation geschwunden. Doch bleibt noch ab und zu ein Rest davon bei manchem unnützen Gesellen übrig: das Stellen von Schlingen und Leimruthen, zunächst nur, wie die Schlingen, gegen Hasen, und beides gegen Vogelwild. Diese Barbarei, unschuldige Geschöpfe sich bis zur Ausrenkung von Gliedmassen oder bis zum Tode des Verschmachtens oder Strangulirens abzappeln zu lassen, unterlieg tmit Recht einer scharfen polizeilichen Ahndung.

Lerchenfang.

Ob der Lerchenfang im Großen mittelst Streichnetzen und Schlagwänden mit der Verordnung, die Insektenfressenden Vögel zu schonen, im Einklange stehe, ist eine von den Vertretern des Thierschutzes schon ernstlich aufgeworfene Frage. Die Feldlerche, denn von dieser ist hier zunächst die Rede, gehört wesentlich zu den Insektenfressern, also landwirthschaftlich-nützlichen Vögeln und die Sämereien, welche nebenbei von ihr verzehrt werden, sind weit weniger die größeren Getreidekörner, als die kleineren Sämereien wildwachsender Pflanzen. Den Saaten thut sie keinen Schaden, wenn gleich die Saatfelder ihr Aufenthalt sind, vielmehr säubert sie dieselben von manchen schädlichen Insekten. Auch wird ihre Zahl nie so übermäßig groß, daß sie schädlich auftreten könnte, wenn sie auch mitunter ein Haberkorn verspeist, und als Wandervogel wird sie in den südlicheren Ländern, durch die sie ihren Weg nimmt, hinlänglich vermindert, in welchen, wie Italien, der Vogelfang sogar zu den Einkünften mancher Kirchenfürsten gehören soll.

Die Tödtung der in waidmännisch-regelrechter Weise gefangenen Lerchen durch Eindrücken des Kopfes ist, wenn sie schnell und unmittelbar an Ort und Stelle, sogleich nach Verwicklung derselben in die Netze geschieht und nicht erst der Morgen erwartet wird, eine leichte und schnelle; nur wenn die Thierchen lange im Netz (oder der Schlinge und Leimruthe) zappeln müssen, verdient diese Jagd den Tadel unnöthiger Thierquälerei und ist namentlich dann entschieden verwerflich, wenn die liebe Schuljugend dazu angestellt wird, damit sie zur Belustigung an fremden Leiden und an der massenhaften Hinrichtung unschuldiger, harmloser Geschöpfe methodisch angeleitet werde.

Auch hier möchte eine genaue Controle der Orts- und Bezirkspolizei bezüglich der Ausübung des Pachtrechtes zu den dringendsten Wünschen gehören.

Eine weitere Frage bleibt übrigens immer die: ob die Interessen der Feinschmecker wesentlich beeinträchtigt würden, wenn diese, an und für sich ja doch keineswegs gewinnreiche Jagd, zunächst und vorzugsweise im Interesse des Landwirths an der Schonung der Insektenfresser, ganz abbestellt und die Gesangs-Virtuosität der niedlichen Lerche dem Gourmand als genußreichere Entschädigung vorgehalten würde? —

Mißbrauch lebender Thiere als Köder für „Raubzeug".

Eine entschiedene Barbarei ist das von müßigen Gesellen ab und zu noch verübte „Jagdvergnügen", gegen das sogenannte „Raubzeug" lebende Thiere als Köder zu mißbrauchen, wie z. B. im Laufe des vorigen Jahres eine solche zur Anzeige gebracht wurde, wo eine lebende Taube an einem Rain noch überdieß in einer Weise befestigt wurde, daß das Thierchen weder stehen noch sich bewegen konnte, um „Raubvögel" dadurch anzulocken und zu schießen. Ist die Vertilgung der kleinen bei uns einheimischen Raubvögel ohne

Unterschied schon an und für sich ein thörichtes Zuwiderhandeln gegen die Interessen der Landwirthschaft, weil unter diesen kleinen Raubvögeln viele sind, die an Vertilgung der Feldmäuse und Insekten arbeiten, so ist die Aengstigung und die Qual des als Köder mißbrauchten unschuldigen, nützlichen Thieres eine muthwillige Rohheit ohne vernünftigen Zweck und ohne alle Noth.

Froschschenkel.

Eine der seltsamsten Versessenheiten menschlichen Appetits ist sicherlich die Liebhaberei für das magerste Gericht thierischen Nahrungs-Materials, welches das Geschlecht der Frösche liefern muß, das einzige aus der Classe der Amphibien, dem wenigstens von den europäischen Feinschmeckern dieser Vorzug eingeräumt ist. Weder Wohlgeschmack, noch Nahrhaftigkeit, noch Reichlichkeit des Nahrungsstoffes ist geeignet, der Liebhaberei für ein Gericht „Froschschenkel“ als Erklärungsgrund zu dienen, das zu den sprichwörtlichen gehört, an denen man sich „hungrig ißt“.

Der Ursprung dieser Liebhaberei läßt sich nicht mit Sicherheit ausmitteln. Der mosaische Küchenzettel, der nur mit Schuppen und Flossen begabte Wasserthiere erlaubt, enthält diesen Artikel nicht. Der Umstand, daß die Frösche unter die sieben egyptischen Plagen zählten, würde auch nicht geeignet gewesen sein, ihnen das Prädikat der „Reinheit“ als Speisematerial des „Volkes Gottes“ zu verschaffen. In der Apocalypse 16, 13. werden überdieß die „unreinen Geister“ wenigstens der Aehnlichkeit der Gestalt nach mit den Fröschen verglichen und dieser Vergleich sieht auch keiner christlich-kirchlichen Sanction gleich.

Also steht den Froschschenkel-Gerichten weder das Ansehen, noch die Legitimität des grauen Alterthums, noch auch die Ebenbürtigkeit mit den heidnisch-griechischen und römischen Delicen zur Seite, unter denen sie ebensowenig zu finden sind.

Sollte sich wohl der Gebrauch am wahrscheinlichsten aus Zeiten von Hungersnöthen herdatiren und so die Einreihung der Froschschenkel unter die Fastenspeisen in zwiefachem Sinne zu nehmen sein?

„Ueber Geschmäcke läßt sich nicht streiten", und dieß gilt zum mindesten ebenso im Bereiche des Zungen- und Gaumen-Geschmacks für Nahrungsmittel, wie im Geschmacksbereich der schönen Künste oder der Mode.

Dankenswerthe Verordnung vom 27. Okt. 1863.

Allein bei dieser Liebhaberei gerade darf mit Recht gefragt werden: ob die entsetzliche Barbarei in Gewinnung dieses Materials durch Abschneiden oder Abreißen der Hinterfüße von den lebenden Thieren, welche dann weggeworfen, dem langsamen Tode des Verschmachtens anheimfallen und bei ihrer bekannten Lebenszähigkeit dieser Qual Tage- und sogar Wochenlang unterliegen — auch nur im Mindesten einen Entschuldigungsgrund in irgend einer Vorzüglichkeit dieses Nahrungsmaterials nach Reichhaltigkeit oder Güte oder Zuträglichkeit finden könne? Eine dankenswerthe Regierungs-Verordnung ist es daher, welche den Polizei-Behörden aufgibt, die Froschjäger zu überwachen und ihnen bei Strafe aufzugeben: vor Amputation der Schenkel zuerst den Kopf zu amputiren. Zu wünschen bleibt hiebei freilich, daß die polizeiliche Controle die Thäter auch sicherlich in ihren Sümpfen erreiche.

Doch — wie in dieser ganzen Erörterung vorangestellt ist — wir appelliren auch zu Gunsten dieser armen Creatur nicht an den Vorzug und den „Adel des Menschengeschlechts", welcher „Gefühl", „Mitleiden" und „Erbarmung" heißt und jeden Gaumengenuß verbittern und verpönen sollte, der mit Todesqualen eines armen Geschöpfes gewonnen wird. Die Sache hat noch eine andere Seite, die wir hier zunächst ins Auge fassen wollen: die diätetisch-appetitliche und die Gesundheitsseite.

Frosch- und Krötenschenkel.

Zunächst sind die in Frage stehenden unglücklichen Schlachtopfer aus dem Batrachier-Geschlechte: der braune Grasfrosch und der grüne Wasserfrosch, welche im Frühjahr um die Zeit, wo sie sich aus ihrem Winterschlaf in dem Schlamm ihrer Sümpfe erhoben haben, von einem nicht gerade sehr ehrsamen Froschjägerpersonal aufgesucht werden.

Nun verfährt aber dieser gewöhnliche Froschjägermeister nicht gerade streng nach systematisch-genauer und naturhistorischer Methode. Schreiber dieses sah vor Jahren in der Zeit der Frühlingsmonate auf einem Wiesengrunde in der Nähe der Fils eine Fläche von nahezu $1/8$ Morgen ganz bedeckt mit tausenden noch zuckender amputirter Batrachier, davon einer großen Zahl mit den ausgerissenen Hinterbeinen zugleich die Unterleibshöhle zerrissen war, so daß die Eingeweide zerrissen zu Tage lagen. Unter diesen grünen und braunen, noch halb lebenden Froschleichen fand sich aber bei genauerer Besichtigung noch ab und zu ein Contigent von warzigen Kröten in gleich verstümmeltem Zustande.

Die an Weidenreisern angereihten „Froschschenkel" kommen aber von der Oberhaut entkleidet zu Markte, und so könnte höchstens die größere Länge und die allerdings stärkere Muskulatur die Krötenschenkel unterscheiden lassen. Ob letztere besser schmecken, nahrhaftere und fettere Bissen liefern, möge unentschieden bleiben.

Giftig sind sie zwar, soweit bekannt, nicht, denn die den trägen, langsamen Kröten als Vertheidigungsmittel dienende, ätzende Materie und ihre stinkenden Geruchsstoffe haben ihren Sitz in den Warzen der Hautoberfläche. Allein wenigstens Appetit erweckend dürfte das Bewußtsein der Möglichkeit doch nicht sein, daß unter den aufgetischten Froschkeulen die eine oder die andere in einer unächten Contrebande dieser Art bestehen möchte, wenn auch die Befürchtung einer augenblicklichen Schädlichkeit hier nicht obwaltet.

Doch darf nicht unterlassen werden, auch hier wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß die, den harmlosen und an und für sich vertheidigungslosen Kröten als Vertheitigungswaffe dienende, scharfe, und wie manche Erfahrung bezeugt, unmittelbar giftig wirkende Feuchtigkeit der warzigen Hautdrüsen, (Hunde, welche auf Kröten gehetzt wurden und sie faßten, sind durch schnelles Aufschwellen des Mundes und Halses binnen kurzer Zeit erstickt) sowie die, diesen Thieren eigenthümlichen, ihnen gleichfalls zum Schutz dienenden, stinkenden Ausdünstungen nichts anderes, als Ausscheidungen aus den Körpersäften, dem Blut des Thieres sind, in denen demnach das Material dazu enthalten sein muß.

Daß aber die Batrachier nicht durch Verblutung geschlachtet werden und daher dieses Material in dem wenn gleich sehr mageren Fleisch noch enthalten ist, braucht wohl kaum noch erwähnt zu werden.

Die Froscharten haben nicht wenige Parasiten.

Die Befürchtung der Schädlichkeit der in Rede stehenden Delikatesse, der Froschschenkel, gründet sich jedoch noch auf eine andere Betrachtung. Schon die älteren mit dem Microscop forschenden Naturkundigen, wie der große holländische Naturforscher Swammendam u. A., fanden in dem Innern der Frösche überhaupt und namentlich bei dem Grasfrosch und dem Wasserfrosch in den Eingeweiden, der Lunge, Leber, im Darmkanal u. s. w. Tausende kleiner „wurmartiger Geschöpfe" verschiedener Art, darunter, wie in ihren Berichten steht, solche mit scharfer Spitze, oder, nach dem damaligen minder präcisen Ausdruck „Schnabel", d. h. mit Bohrwerkzeugen. In neueren Zeiten sind auch in der Muskulatur der Froscharten Trichinen-ähnliche Rundwürmer entdeckt worden, von denen noch nicht ermittelt ist, ob sie wirklich die gefährliche Trichina spiralis selbst seien, oder nicht. Ob daher die Froschschenkel, wenn auch bis jetzt wenigstens keine Trichinenvergiftung bei den Lieb-

habern des „feinen Gerichtes“ bekannt sind, unter die ganz unverdächtigen Fleisch-Fastenspeisen gehören, ist nach den bisherigen Erforschungen dieses Theils der Naturgeschichte ebensowenig zu bejahen als zu verneinen.

Ob aber, wenn auch keine Trichinenvergiftung von den Froschschenkeln drohen sollte, ein Speisematerial, das so aus nächster Nähe und nächstem Zusammenhang mit jenen sonstigen Colonien von Eingeweide-Parasiten der Froscharten entnommen ist, so besonders einladend genannt werden könne, mögen die Liebhaber selbst bei sich entscheiden. Ueberdieß, wer steht dafür, daß nicht bei der tumultuarischen, nichts weniger als regelrecht methodischen Amputation der Froschschenkel, bei welchen so häufig der Bauch und die Eingeweide zerrissen werden, die Colonien der Eingeweide mit ihren, nur unter dem Vergrößerungsglas sichtbaren, Inwohnern und vollends deren Eiern, auch die Jagdbeute des Froschjägers auf eine Art inficiren, die eine Uebertragung in den Leib des Essers wenigstens nicht zur Unmöglichkeit macht? Es mag sich demnach jeder Esser von Froschschenkeln selbst fragen, ob er seinen Leib und seine Gesundheit zum Experiment hergeben wolle, um die Frage: „ob schädlich oder nicht schädlich“ mit Sicherheit zur Entscheidung zu bringen. Verdienstlich im Interesse der Wissenschaft wäre ein solcher Entschluß in jedem Fall.

Die Fische.

Unter den übrigen Thierklassen liefert die Classe der Fische das größte Contigent für die Küche. Ob die „künstliche Fischzucht“ zugleich das Resultat liefern wird, die Küche mit einem Material zu versehen, das in allen Beziehungen besser, insbesondere vor „Parasiten“ gesicherter ausfallen wird, als manches namentlich aus stehenden Nebengewässern der Flüsse bezogene, das sich übrigens durch „Sumpfgeschmack“ schon an und für sich der nur einigermaßen wählerischen Kochkunst nicht zu empfehlen geeignet ist, — steht zu hoffen.

Abschuppen und Zerlegen lebender Fische.

Hier ist zuerst eine mit grenzenlosem Küchen-Schlendrian gepaarte Barbarei zu rügen, welche darin besteht, daß man sich nicht einmal die Mühe nimmt, die armen stummen Fische zuerst durch „Abschlagen", d. h. genaues Aufschlagen des Schädels gegen eine harte Unterlage zu betäuben, oder durch ein, mittelst eines in das Maul gesteckten Holzes bewerkstelligtes, schnelles Aufwärts- und Rückwärtsdrücken des Kopfes (Genikbrechen) zu tödten, bevor man an das Abschuppen, Ausweiden, Zerlegen und Zusetzen geht.

Das Angeln.

Der Fischfang durch Angeln gehört sicherlich auch zu den empfindlichsten Quälereien eines wichtigen menschlichen Speisematerials aus dem Thierreich, denn daß die „stummen Fische" die Schmerzen nicht kundgeben können, welche ihnen durch die unausbleiblichen Verletzungen der Mund- und Gaumhöhle und besonders der höchst empfindlichen Kiemenbögen mittelst des Angelhackens zugefügt werden, beweist noch nicht, daß sie dieselben nicht empfinden. Weiß man doch, daß z. B. die Lachse und eine große Zahl anderer See- und Flußfische vor Schmerzen toll werden, wenn sich sogenannte Kiemenwürmer, blutsaugende äußerliche Parasiten ähnlich dem Blutegel, an ihren Kiemen festgesetzt haben. Doch die thierschutzfreundliche Regung ist hier unzulänglich, es würde vergeblich sein, für die passionirten Langweiler des Fischangelns sich nach anderen minder schmerzhaften Fangmethoden umzusehen, als das Angeln nicht nur für den gefangenen Fisch, sondern auch für den an dem Angelhacken gespiesten lebenden Köder, Regenwurm oder Insekt oder kleine Fische, wird. Hier wäre blos ein alsbaldiges Tödten des verletzten Gefangenen durch das

Genickbrechen und die Wahl eines leblosen Köders (der Stockfisch wird z. B. blos mit Stücken anderer werthloser Fische, selbst oft eingesalzener geködert) das Wünschenswerthe. Der Fischer par métier aber wird in der Regel stets den Zeit sparenden Fang mit Netzen oder Hamen vorziehen.

Langsames Absterbenlassen der Fische im Trockenen.

Eine sicherlich mit Verschlechterung der Waare verbundene Barbarei ist das von Fischhändlern ausgeübte, geflissentliche, langsame Absterbenlassen der zum Versandt bestimmten Fische im Trockenen und in Sonnenhitze durch Verschmachten. Daß solches vorkommt, beweisen polizeiliche Anzeigen und Bestrafungen, durch deren Bekanntwerden die Fischhändler (Bodensee z. B.) ihren Credit bei ihren Abnehmern sicherlich nicht erhöhen werden.

Zusetzen lebender kleiner Fische, Krebse, Deckelschnecken in nicht schon siedendem Wasser.

Eine nur allzuhäufig vorkommende Küchenbarbarei besteht auch darin, daß man die kleineren Fische, bei denen das Abschlagen oder Genickbrechen nicht wohl ausführbar wäre, lebend in kaltem Wasser zusetzt, um sie bei der langsamen Erhitzung desselben bis zur Siedhitze einer halbstundenlangen Qual auszusetzen; — eine Barbarei, die auch bei den Flußkrebsen und den Deckelschnecken vorkommt, diesen beiden einzigen Contingenten, welche die „skelettlose" Thierwelt für die menschliche Nahrung liefert. Die unmittelbare Siedhitze wirkt auf diese Thiere fast augenblicklich tödtlich, weil dadurch zunächst ihre Athmungswerkzeuge (die Kiemen der Fische und Krebse, welche zum Athmen des Wassers eingerichtet sind) schnell gelähmt werden und der — wie bei der Schnecke — in ihren Körpersäften vorherrschende Eiweißstoff durch die Hitze schnell gerinnt.

Eine unmittelbare Verschlechterung dieses Nahrungsmaterials durch die genannte, von Trägheit und Fahrlässigkeit des Küchenpersonals nur allzusehr zeugende Barbarei läßt sich zwar nicht absehen noch nachweisen; allein wer hierin fahrläßig ist, wird auch fahrläßig sein in andern Stücken, und doch ist genaue Sorgfalt, Vorsicht und Reinlichkeit nirgends mehr erforderlich, als in Untersuchung des Speisematerials, namentlich des thierischen, und zwar insbesondere der Wasserthiere wegen der ihnen eigenthümlichen „Parasiten", denen die namentlich in stehenden Gewässern vorkommenden Wasserthiere, sowie die in oder auf feuchtem Boden lebenden (also die Schnecken) nach den bisherigen Erfahrungen vorzugsweise ausgesetzt sind.

Die „Parasiten".

Es ist hier vielleicht der Ort, ein kurzes belehrendes Wort über die „Parasiten", diese „gefürchteten Gäste", auf Grund der bisherigen Erforschungen einzuschalten, ebensowohl um grundlosen Befürchtungen zu begegnen, als auf das aufmerksam zu machen, was Vorsicht räthlich machen muß.

Erst der neueren Naturforschung war es vorbehalten, die Natur der niedrigsten Organismen der Thierwelt näher zu erforschen, die man früher in die, „Würmer" betitelte, 6te Classe des Thierreichs zusammenwarf. Hier wurden namentlich unter den „Parasiten" d. h. Schmarotzerthieren, auch „Eingeweidewürmer" oder „Entozoen" genannten Geschöpfen, d. h. denjenigen, welche in dem Darmkanal (Darmparisiten) oder auch in andern Theilen des Leibes anderer Geschöpfe (Fleischparasiten), theilweise auch nur auf der äußeren Oberfläche derselben (Hautparasiten) vorkommen, — die interessantesten Entdeckungen gemacht.

Die hauptsächlichsten und für unsere gegenwärtige Erörterung zunächstliegenden dieser Entdeckungen lassen sich kurz in Nachfolgendem zusammenfassen.

Wanderungen und Wandlungen der Parasiten.

Diese parasitischen Geschöpfe machen verschiedene Entwicklungsstufen und zugleich Wanderungen durch, und zwar die meisten derselben so, daß sie erst, nachdem sie in den Leib und zwar den Darmkanal der sie beherbergenden Geschöpfe gekommen sind, ihre vollkommene, zur Fortpflanzung geeignete Stufe erreichen, manche andere dagegen erst dann, wenn sie ihre bisherige Wohnstätte verlassen haben, so daß sie ihre fortpflanzungsreife Stufe erst nach dem Austritt aus ihrer Herberge erreichen.

Alle aber sind bezüglich ihrer Nahrung und ihres Aufenthalts von Feuchtigkeiten abhängig, welche die ihnen zusagenden Nährstoffe enthalten und die sie nun als „Parasiten", d. h. während ihrer Bewohnung eines fremden lebenden Geschöpfes, in dessen Nahrungssäften finden, außerhalb dieser lebenden Herberge aber zunächst in stehenden, sumpfigen Wassern, wo thierische Körper und Pflanzenreste modern und wo sie durch keine Strömung weiter geführt werden, oder auch in feuchter Erde antreffen, wo sie vor dem Austrocknen gesichert sind oder bei wiederkehrender Feuchtigkeit durch Regen schnell wieder aufleben. Bei vielen derselben wurde überhaupt große Lebenszähigkeit und Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse beobachtet, wie also gegen Austrocknung, gegen excessive Frostgrade, ja manche lebten nach mehrwöchiger Aufbewahrung in Weingeist bei Einlegen in reines Wasser oder in Milch wieder auf.

Entstehung aus Eiern oder lebenden Bruten.

Durch diese neueren Beobachtungen ist die frühere Meinung, daß diese Schmarotzer-Geschöpfe innerhalb des Leibes der sie beherbergenden Geschöpfe durch irgend eine Art von „Gährung", z. B. in den im Uebermaß genossenen schlecht verdauten Speisen „von selbst", oder wie der wis-

senschaftliche Ausdruck ist, durch „generatio aequivoca", oder „spontanea", d. h. durch eine unbestimmte oder unbekannte Art der Erzeugung, also nicht wie die übrigen lebenden Geschöpfe aus Eiern, Keimen oder Bruten, die aus einem Mutterthiere kommen, entstehen, — vollständig beseitigt, gleichwie diese Entstehungs-Erklärung auch bezüglich einer andern großen Reihe von mikroscopisch-kleinen Geschöpfen, den sogen. Infusions- oder Aufgußthierchen, (unter denen es gleichfalls ein und andere „Parasiten" gibt,) auf die sie vorzugsweise angewandt wurde, aufgegeben ist; Thierchen, die zumeist in Wasser entstehen, in welches Pflanzentheile, wie Blätter 2c., oder thierische Körper, wie Fleisch, gelegt wurden, oder mit welchem dieses Material, aufgegossen (infundirt) wurde.

Die Fortpflanzung der „Parasiten" geschieht durch Eier oder auch durch „lebende Bruten" welche von einem Mutterthier kommen. Sie müssen daher ursprünglich in den Leib ihren lebendigen Herbergen von außen her kommen.

Darmparasiten. Fleischparasiten.

Die „Darmparasiten", d. h. diejenigen, welche sich in Verdauungs-Canal ihrer Herberge finden, kommen daher, und zwar nachgewiesenermaßen als Ei oder Keim oder in schon vorgerückterer Entwicklungsstufe mit der Nahrung oder dem Trinkwasser herein.

Die „Fleischparasiten", oder diejenigen, welche nicht dem Verdauungskanal, sondern andern Körpertheilen ihrer lebenden Herbergen angehören, kommen entweder durch die äußere Körperoberfläche, und zwar in diesem Fall in schon entwickelterem Zustande (d. h. nicht als Ei) durch die Haut in das Innere der Herberge, indem sie mittelst Bohrwerkzeugen sich einbohren;

oder es können andere Fleischparasiten gleichfalls als Ei oder im Jugendzustande, mit der Nahrung in den Verdauungs-Canal der Herberge kommen, oder dort erst

erzeugt werden, dann aber zu dieser weiteren Verbreitung in den übrigen Körpertheilen ihrer Herberge entweder durch dasselbe Manöver, das Durchbohren von dem Darmkanal aus gelangen, von dem aus sie sich durcharbeiten;

oder werden die in den Verdauungskanal der Herberge von außen gekommenen, mikroscopisch kleinen Keime oder Eier, wie man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, oder auch theilweise schon gefunden hat, mit dem Nahrungssafte aus der Speisemasse in die Blutcirkulation gebracht und durch diese in dem Leibe der Herberge weiter verbreitet und an geeignete Orte abgesetzt, wo sie sich dann weiter entwickeln.

Durch diese genauen wissentschaftlichen Untersuchungen und Versuche der neueren Naturforschung ist demnach ausgemittelt:

daß viele dieser Thiere niedriger Organisation, die man schon in älteren Zeiten als Parasiten kannte, und dann wieder andere solche Thiere, die man früher nicht als Parasiten, sondern als außerhalb anderer Geschöpfe lebend kannte und die man daher für ganz verschiedene Geschöpfe von den Parasiten hielt und benannte;

daß ferner wiederum solche Parasiten, die man als in anderen Körpertheilen, oder Herbergen, oder in verschiedenartigen Herbergen vorkommend kannte und für ganz verschiedene Parasiten hielt: —

daß also solche früher als Parasiten und als Nichtparasiten bekannte Thiere, sowie daß solche für verschiedenartig gehaltene Parasiten, — beidemal ganz einerlei Thiere und zwar lediglich Parasitenthiere, nur in verschiedenen Entwicklungsstufen sind, die sie inner- oder außerhalb der ihnen angewiesenen Herberge oder in verschiedenen und verschiedenartigen Herbergen durchzumachen haben.

Manche Fleisch- und Darm-Parasiten gehören zu einerlei Thieren.

Es ist namentlich durch Versuche festgestellt:

daß „Fleischparasiten" zu „Darmparasiten" werden, wenn ein mit Fleischparasiten behaftetes Fleisch von einem andern Geschöpfe genossen wird;

daß hinwiederum die Eier, Keime oder Bruten von Darmparasiten zu Fleischparasiten in einer andern lebenden Herberge werden, wenn erstere in diese mit der Nahrung eingewandert sind;

daß also Thiere, die man früher nach Gestalt, Bau und Aufenthalt für verschiedene Gattungen hielt, ganz einerlei Parasitenthiere sind;

daß demnach diesen Schmarotzerthieren Wanderungen von einer lebenden Herberge in die andere eigenthümlich und mit diesen Wanderungen zugleich Verwandlungen oder Entwicklungen in ähnlicher, wenn auch nicht gleicher Weise verbunden sind, wie man sie z. B. bei der Classe der Insekten von der wurmförmigen, kriechenden, Pflanzenblätter fressenden Raupe durch die scheintodt liegende Puppe bis zu dem Honig saugenden, fliegenden Schmetterling, oder bei der Familie der Frösche von der fußlosen, Wasser durch Kiemen, wie die Fische, athmenden Kaulquappe zu dem vierfüßigen, Luft durch Lungen athmenden Batrachier, kennt.

Gefährlichkeit der Parasiten für die Gesundheit.

Die Gefahr für die Gesundheit der den Parasiten als Herberge dienenden Geschöpfe ist verschieden, je nach der Art des Parasiten und seinem Gebahren in der Herberge, nach dem Ort, den, oder dem Organ, das er sich zum Aufenthalte wählt, und hauptsächlich nach der Menge seines Vorkommens. Neben zahlreichen Erfahrungen,

daß die Anwesenheit von solchen Gästen nicht die mindeste Störung in dem Wohlbefinden des Wirths zur Folge hatte, stehen Fälle, wo sie die größten Zerrüttungen, Verdauungsbeschwerden, Lähmungen, Nervenzufälle, Krämpfe, selbst Wahnsinn und zuletzt tödtlichen Ausgang der Gesundheitsstörungen bei Menschen und Thieren brachten.

Wozu sind die Parasiten da?

Die Ansicht früherer Nützlichkeitstheoretiker, welche überall in allen Einrichtungen der sichtbaren Welt einen, auf Nutzen und Wohlsein des „Herrn der Schöpfung", des Menschen berechneten, Zweck herauszufinden sich bestrebten und also z. B. die „Darmparasiten" als Vermittler einer stärkeren Verdauung durch ihren Reiz auf den Darmkanal ansehen wollten, können wir füglich auf sich beruhen lassen neben so vielen Erfahrungen von mehr oder weniger bedeutenden Gesundheitsstörungen durch die „Wurmkrankheit." Es sind Fälle bekannt, wo der Bandwurm einen so widernatürlichen Appetit verursachte, daß der Patient täglich eine 10—20fache Quantität von gewöhnlicher Mannsnahrung zu sich nehmen mußte, wenn er vor der quälenden, nagenden Empfindung in seinen Eingeweiden Ruhe haben wollte.

Der feste Glaube des denkenden Menschen an eine sittliche Weltordnung und die dieselbe beherrschende ewige Weisheit und Güte des Weltenschöpfers wird nicht im Mindesten wankend durch die tagtägliche Wahrnehmung der vielfachen Gefahren und Uebel, welche den Geschöpfen in der sichtbaren Weltordnung drohen.

Die Frage des Eigennutzes: „wozu sind solche Geschöpfe da, die den andern, insbesondere dem Menschen, Schaden, Gefahr an Leib und Leben bringen?" läßt sich ebensowenig in direkter Weise beantworten, als die Frage: warum es reißende Thiere gibt, die, wo sie eben im Territorio ihrer Wildniß dazu kommen können, selbst ab und zu einen „Herrn der Schöpfung" in respektswidriger Auflehnung gegen

seine Herrschaft den Weg alles Fleisches gehen lassen, das sie zwischen ihre Zähne und ihre Krallen bekommen. Daß sie nach der Meinung jener Nützlichkeitstheoretiker die Bestimmung haben, das asiatische, afrikanische und selbst amerikanische Gleichgewicht gegen die Uebervölkerung anderer sich stark mehrender Thiere zu wahren, ist sicherlich für denjenigen Abkömmling aus der Dynastie der „Herrn der Schöpfung“, der gerade eine Beute derselben wird, kein Trost.

Ist aber der „denkende“, „vernünftige“ Mensch durch Vernunft und Offenbarung des göttlichen Willens darauf angewiesen, in dem Glauben an einen ewigen Weltenlenker, welchem allein das Vorrecht zusteht, das Uebel in der Welt als Mittel für seine weisen und gütigen Absichten, als Mittel zum Guten zu benützen, 1 Mos. 50, 20., — seine volle Beruhigung zu finden; so mag er sich auch über das Uebel der Parasiten damit beruhigen, daß es keineswegs unvermeidlich ist, und verhütet wird durch die, zur Demuth der Selbsterkenntniß führende, Achtsamkeit auf sich selbst auch in allen leiblichen Dingen, durch Vorsicht, Reinlichkeit und Mäßigkeit in allem und so auch in dem, was des Leibes Nahrung und Nothdurft betrifft.

Wir beschränken uns darauf, das bisher Gesagte an einigen derjenigen menschlichen und thierischen Parasiten näher nahmhaft zu machen, die für diesen unsern Zweck am nächsten stehen, indem erstere unter den menschlichen Parasiten zu den häufigsten und, wie die Erfahrung, namentlich der neuesten Zeit, lehrt, bedenklichsten, sowie durch leichte Uebertragung von Nahrungsthieren her die, jedoch nur bei Mangel an Achtsamkeit, unvermeidlichsten sind.

Finnen oder Cysten, Blasenwürmer oder Cysticerken.

Längst bekannt unter dem Namen der „Finnen“ sind die schon oben erwähnten, unter den europäischen Schlachtthieren am häufigsten im Schweine vorkommenden Blasen-

würmer oder Cysticerken, welche zwischen den Muskelfasern, schon dem bloßen Auge wie rundliche, Hanfkorn- oder Hirsekorn- große Blasen (Cysten), oder Körner von blaßgelber Farbe leicht unterscheidbar, zu finden sind. In dieser häutigen, ohne Zweifel nicht zum Thier selbst gehörigen, sondern von dem Zellgewebe des beherbergenden Fleisches gebildeten Blase befindet sich, von ihr umschlossen, ein rundlicher Kern, der unter dem Vergrößerungsglas sich einer, wenn gleich geringen freiwilligen Beweglichkeit fähig zeigt, namentlich mit einem, an einer Stelle der Rundung wahrnehmbaren, der Verlängerung und Verkürzung fähigen, rüsselartigen Organe, in welchem schon die älteren Naturforscher durch stärkere Vergrößerung eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Kopfende der, unter dem Namen „Bandwürmer“ nur allzu bekannten, menschlichen, wie auch thierischen Darmparasiten erkannt haben.

Blasenwürmer sind lebende Keime von Bandwürmern.

Daß aber diese Blasenwürmer nichts anderes sind, als die bereits lebenden Keime der eigentlichen Bandwürmer, ist durch Versuche der neueren Naturforschung aufs genaueste festgestellt.

Man hat nemlich Thiere, von deren Freiheit von Bandwürmern man sich zuvor überzeugt hatte, mit solchem von Blasenwürmern behaftetem Fleisch gefüttert, sie nach einiger Zeit getödtet und in ihrem Darmkanal die entsprechenden Bandwürmer in vollster Entwicklung ihrer, vom Kopfende an sich mit gewissermaßen selbstständigem Leben mehr und mehr ansetzenden Glieder gefunden, wie z. B. bei den Blättercactusarten ein Blatt aus dem andern „herauswächst“.

Ja, es ist hiedurch ausgemittelt worden, daß die, verschiedenen fleischfressenden Thieren eigenthümlichen Bandwürmer von den Finnen oder Blasenwürmern abstammen, welche dem ihnen zunächst zur Nahrung dienenden Thiere eigenthümlich sind, wie z. B. der Katzenbandwurm von der Mäuse-

finne, der Wolfsbandwurm von der im Netz der Schafe und der Rinder vorkommenden Finne, der Hundsbandwurm von der Kaninchenfinne und dem Gehirnblasenwurm des Schafes u. s. w., und so ist auch ausgemittelt, daß der menschliche sogen. Ketten-Bandwurm von der Schweinsfinne abstammt.

Es ist somit ausgemittelt, daß die Eier oder Keime, welche von den Darmparasiten fleischfressender Thiere herstammen, wenn sie mit dem Futter, namentlich dem Waidefutter oder dem Trinkwasser, von pflanzenfressenden Thieren verschluckt werden, in deren Innerem den Jugendzustand des Darmparasiten der Raubthiere als Fleischparasiten zubringen, bis sie von Ersteren mit dem Fleisch ihrer Herbergen gefressen werden. —

So erzeugen nun die Bandwürmer auf der Stufe ihrer vollkommenen Entwicklung, die sie nur in dem Darmkanal ihrer lebenden Herberge finden, in ihren reifen hintersten Gelenken, welche im reifen Zustand sich abstoßen und mit dem thierischen Auswurf abgehen, ihre Eierbruten. Kommen dann diese Eier oder Keimbruten in den Magen der ihnen entsprechenden lebendigen Herberge mit deren Nahrung oder Trinkwasser, so verbreiten sie sich auf eine bisher noch nicht genau aufgehellte Weise, da sie keine Bohrwerkzeuge, wie manche andere Parasiten besitzen, durch den Leib der Herberge und werden hier in den entsprechenden Organen (wie also die Schweinsfinne im Muskelfleisch) zu Blasenwürmern oder Finnen.

Nicht unwahrscheinlich ist die Annahme, daß, wie schon oben erwähnt, diese mikroscopisch-kleinen Eier mit den aus der Speisenmasse von den einsaugenden Gefäßen des Darmkanals aufgenommenen Nahrungssäften in das Blut kommen, durch die Blutcirkulation im Leibe verbreitet und endlich an den Orten, wo sich dann die Cysten der Blasenwürmer finden, abgelagert werden.

Wanderungen und Wandlungen scheinen überhaupt zur Natur der innerlichen Parasiten zu gehören.

Aehnliche Wanderungen und Wandlungen, wie die der Blasen-Bandwürmer, sind auch bei vielen Parasiten anderer Gattungen und anderer lebenden Herbergen ausgemittelt, mit gleicher Correspondenz zwischen den, der thierischen Beute und deren thierischem Fresser eigenthümlichen Entwicklungsstufen eines und desselben Parasiten, der demnach die Beute im Jugendzustande, den Fresser im entwickelten Zustande bewohnt, in welchem die Fortpflanzung geschieht; z. B. zwischen Parasiten mancher Fische und der diese verzehrenden Raubfische und Wasservögel; zwischen Parasiten der Krebse und der sie verzehrenden Fische, zwischen Parasiten der Wasserschnecken und der sie verzehrenden Enten u. s. w., wobei stets das Beutethier die Parasitenkeime oder Eier, die vom Raubthier abgehen, meist mit seiner Nahrung überkommt, was selbstverständlich zwischen Wasserthieren leichter vor sich geht, als z. B. bei den vorgenannten Wanderungen der Blasen-Bandwürmer, welche beidemal nicht im Wasser lebenden Geschöpfen als Parasiten angehören.

Gesundheitsstörungen durch die Finnen.

Die Blasen-Bandwürmer, die hier zunächst in Rede stehen, verursachen in ihrer Entwicklungsstufe als Fleischfinnen oder Cysten (eingekapselte Blasenwürmer, Cysticerken), wenn sie nicht in Ueberzahl in ihrer Herberge vorkommen, oder nicht in besonders wichtigen Organen sich niedergelassen haben, keine wesentlichen Gesundheitsstörungen. Sie bleiben ruhig in ihrer Blase oder Hautumhüllung liegen, bis sie mit dem sie beherbergenden Fleisch in den Magen der zweiten Herberge kommen. Hier wird die häutige Umhüllung mit dem Fleisch, in dem die Cyste liegt, verdaut, der Inwohner wird frei und entwickelt sich sofort in unglaublich

kurzer Zeit, schon nach wenigen Wochen, durch stets neuen Ansatz von Gliedern zum eigentlichen Bandwurm.

Auch in den Muskeln des menschlichen Körpers wurden schon solche Finnen oft in großer Zahl gefunden, ohne daß die Muskelthätigkeit oder andere Funktionen des Leibes während des Lebens in merkbarer Weise gestört worden wären. Kommen sie jedoch in edleren Organen vor, wie z. B. schon Cysten im Auge, Gehirn, Herz, Leber sich eingenistet hatten, oder wenn sie im Uebermaß vorkommen, so können bedenkliche Gesundheitsstörungen eintreten.

Ein durch Cysten tollgewordenes Alpaca.

Ein bis jetzt noch nicht zur Oeffentlichkeit berichteter Fall von Gesundheitsstörung durch Ueberzahl von Blasenwürmern in einer lebenden Herberge ist folgender. Vor Jahren wurde eines der damals auf der königlichen Domäne Seegut unterhaltenen Alpaca's von einer Tollwuth befallen, welche sich namentlich in feindseligem Losgehen auf die Wärter mit Beißen, Anspeien (einer diesen Kameelen Südamerikas eigenthümlichen Vertheidigungsart) und Schlagen mit den Vorderfüßen kundgab. Es wurde beschlossen, das Thier auf eine dem Ausbälgen nicht nachtheilige Weise abzuthun. Das Fleisch dieses Thieres fand sich dicht durchsäet mit einer Unzahl von Finnen, in dem Raume eines Cubikzolles oft deren 12 bis 20. Es ist mit Grund anzunehmen, daß diese Parasiten zunächst die Ursache der Tollheit des Thieres waren, gleichwie auch in den Leichen wahnsinniger Menschen schon Parasiten als nicht unwahrscheinliche Ursache der Nerven- und damit der Seelen-Störung gefunden wurden. Räthselhaft ist geblieben, woher diese Ueberzahl von Blasenwürmern in das Fleisch dieses Alpaca gekommen sein möge, da doch nicht wohl anzunehmen ist, daß die Eier von Blasen-Bandwurm-Arten durch ein, mit menschlichen oder andern Auswürfen verunreinigtes Futter oder Trinkwasser in das Thier, wenigstens nicht in solcher

Masse gekommen sein konnten. Oder hatte vielleicht das Thier seine Parasiten schon aus seiner südamerikanischen Heimath mitgebracht und ist aus dem oben erwähnten, häufigen Vorkommen des Bandwurms in Abissynien und dem Kafferland vielleicht der Schluß zu ziehen, daß die heißeren Gegenden der Erde dem Aufkommen der Blasen-Bandwürmer in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, also auch der Finnen bei pflanzenfressenden Säugethieren, wie in Afrika bei den Rindern, günstiger seien als die gemäßigten.

Dreh-Blasenwurm der Schafe.

Nur allzu bekannt ist der bei den Schafen vorkommende (aber auch schon bei Rehen beobachtete) Blasenwurm im Gehirn dieser Thiere, welcher die oft seucheartig auftretende Drehkrankheit verursacht. Diese Cysten finden sich in größeren oder kleineren Klumpen und Lagerungen zwischen der Gehirnhaut und dem Gehirn auf dessen Oberfläche, und bringen durch den, mittelst ihrer Zwischenlagerung auf das Gehirn ausgeübten Druck, unter andern Störungen auch Lähmung hervor. So wird, wenn ein solcher Klumpen auf der einen Gehirnhälfte lagert, die entgegengesetzte Körperhälfte lahm, die Füße dieser Seite werden steif und wenn die Thiere mit den Füßen der noch nicht gelähmten Seite sich zum Gehen anschicken, entsteht eine Drehung um die steifen Füße der andern Seite. Diese Drehkrankheit ist stets tödtlich.

Nur ein Fall von Heilung ist bekannt, in dem ein Schafbesitzer in der Verzweiflung den Schädel eines solchen Schafes vorsichtig öffnete, den Klumpen Blasen-Würmer entfernte und die Wunde wieder sorgfältig zuschloß. Allerdings ein gewagtes Mittel, das auch deßwegen bisher keine Nachahmung fand. Daß diese Gehirncyste des Schafes im Hunde zum Hundsbandwurm sich ausbildet, ist bekannt und so ist die Vermuthung berechtigt, daß sie von den Eiern dieses Bandwurms, die der Schäferhund mit seinem Unrath aus-

stößt, in die Schafe komme. Ob diese Eier von dem Schaf aufgeathmet und von der Nasen- und Stirnhöhle aus ins Gehirn promovirt werden, ist eine bis jetzt nicht bestätigte Vermuthung; wahrscheinlicher ist, daß diese Eier mit dem Futter oder Trinkwasser in den Magen des Schafs und von da aus gleich den oben erwähnten Bandwurm-Eiern durch die Blutcirculation auf das Gehirn gelangen.

Faden-, Zwirn-, Haar-Würmer.

Aus der großen Zahl menschlicher und thierischer Parasiten, die sich mit jeder weiteren Forschung in diesem Gebiete vermehren, wählen wir, da hier keine Uebersicht dieser ganzen Thierreihe gegeben werden soll und kann, einige weitere aus, um an deren Beispiel ins Licht zu setzen, wie bei diesen Geschöpfen auch noch andere Arten oder Methoden von Wanderungen, Verbreitungs-Arten und Entwicklungsstufen zu finden sind, als bei den bisher besprochenen Blasen-Bandwürmern.

Es sei erlaubt, diese unter der populären Bezeichnung Haar-, Zwirn- oder Fadenwürmer hier zusammenzufassen, weil sie, obgleich unter verschiedenen naturgeschichtlichen Gattungen eingereiht, doch in ihrer äußeren Gestalt eine gleichförmige, langgestreckte, haar-, faden-, schnur- oder drahtförmige Bildung gemeinschaftlich haben, und die Systematiker unter den HH. Collegen wollen uns diese Freiheit über dem Bestreben, ein wissenschaftliches Detail zu vermeiden, gütigst nachsehen.

Der Medina-Fadenwurm.

Wir erwähnen zuerst zweierlei dieser Fadenwürmer, welche in ihre Herbergen nicht als Eier oder Keime auf dem Wege des Darmkanals mit der Nahrung oder dem Trinkwasser, sondern in schon vorgerückterer Entwicklungsstufe, durch Einbohren in die äußere Oberfläche des

Leibes gelangen. Der eine ist ein menschlicher Parasit, doch zur Beruhigung sei es vorbemerkt, dem heißen Afrika angehörig, der sog. Guinea- oder Medina-Fadenwurm. Dieser Parasit kommt vor in den Küstengegenden des rothen Meeres und auf der tropischen Westküste Afrika's, ist jedoch durch die Negersklaven nun auch nach Amerika verschleppt worden, wo schon Uebertragungen auf Weiße vorkamen, z. B. auf einen der in einem Raum übernacht geblieben war, wo zuvor ein Transport frisch aus Afrika gekommener Negersklaven gelagert hatte. Er bohrt sich von außen in die Haut ein, meist an den Beinen der barfuß gehenden Einwohner sumpfiger Gegenden und soll bis 5 Ellen lang werden. Ist er reif zur Fortpflanzung, so arbeitet er sich wieder heraus und erregt dabei eiternde Geschwülste, namentlich wenn er abgerissen wird.

Die Eingeborenen wissen ihn allmählig herauszubringen, indem sie sein Kopfende fassen und um ein Stäbchen wickeln, das auf der Stelle befestigt und jeden Tag um soviel es geht, weiter aufgewickelt wird. Dieser Wurm hat lebende Bruten, die er nach seinem Austritt aus seiner Herberge in Wasser oder feuchter Erde absetzt, von wo aus sie in ihre Herbergen zu kommen trachten.

Insekten-Fadenwurm.

Aehnlich ist das Verhalten eines in unsern gemäßigten Gegenden einheimischen Fadenwurms, des Insekten-Fadenwurms, der, wie der Name es anzeigt, bis jetzt nur auf Insekten der verschiedensten Art, namentlich Raupen, beschränkt gefunden wurde. Schreiber dieses fand im Frühling 1811 eine übergroße Zahl in der bekannten haarigen Obstbaumraupe des sog. Goldafterspinners. Diese war in großer Zahl an den Obstbäumen erschienen und unter den Raupen waren zwei Drittel mit Parasiten behaftet, gemeiniglich eine Raupe nur mit je einem, der spiralförmig in der Körperhöhle außerhalb des Darmkanals lag, jedoch

herausgenommen die Länge der kaum 1 Zoll langen Raupe um das 5—6fache übertraf, gelblich weiß und von derber Beschaffenheit erschien. In manchen Raupen waren deren zwei, drei, in einer 6 und in einer 40; selbstverständlich in den letzteren Fällen von weit geringeren Dimensionen, die Brüderschaft der 40 haardünn und kaum 1/2 Zoll lang. Diese gesondert in Weingeist aufbewahrten Parasiten wurden Behufs genauerer Untersuchung über ihre Arten-Gleichheit oder Verschiedenheit in die spätere Sammlung württembergischer Naturalien gegeben, jedoch sofort von Unwissenden sämmtlich zusammengeschüttet, so daß sie für genauere Unterscheidung verloren giengen. —

Wurmregen.

Dabei wurde im Frühjahr 1811 auf dem, durch die gewöhnlichen, nächtlichen, warmen Regen stets gefeuchteten Boden die unter dem Namen „Wurmregen" auch sonst bekannte Erscheinung um die Obstbäume herum wahrgenommen: nämlich zahlreiche Knäuel solcher dicht ineinandergeschlungenen, theils lebenden, theils abgestandenen Insekten-Fadenwürmer, die sich hauptsächlich in den Oeffnungen von Regenwurmlöchern eingenistet hatten; während an den Stämmen und Aesten der Bäume sehr viele leere Raupenbälge hiengen, aus denen erstere, nachdem sie ihre vollständige Entwicklung auf Kosten der Lebenssäfte ihrer Herbergen gefunden, herausgekrochen waren, um, wie dieß durch zahlreiche Beobachtungen bestätigt ist, ihre lebenden Bruten in der feuchten Erde abzusetzen, von wo sie dann, gleichfalls nach direkten Versuchen, sich mit erstaunlicher Behendigkeit an die ihnen erreichbaren Insekten-Larven begeben können, um sich in sie einzubohren. Auch ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich in die Regenwürmer einbohren. Solche Fadenwürmer werden in einer großen Zahl der verschiedensten Insekten gefunden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die in verschiedenartigen Herbergen vorkommenden, auch der Art nach verschiedene Fadenwürmer seien.

Das Wasserkalb.

Ebenhierher gehört auch ein sehr bekannter, in stehenden Wassern vorkommender, dunkelbrauner, sehr derber, bis an 8—10 Zoll langer Fadenwurm von der Dicke einer dünnen Spagatschnur oder eines mäßig dünnen Drahtes, unter dem gemeinen Namen „Wasserkalb“ auch den Landleuten bekannt, von dem man früher nur wußte, daß er oft jungen Hausthieren, Kälbern, Fohlen beim Trinken sich in dem Kehlkopf festsetze und Erstickungsanfälle hervorbringe. Dieser setzt seine Bruten im Wasser ab, von hier aus erreichen sie die Larven von Wasserinsekten, der Eintagsfliegen, Frühlingsfliegen, Wasserjungfern und anderer, auf deren Kosten sie sich im Jugend-Zustande ausbilden und dann, nachdem sie die ausgesogene Herberge, wie oben genannter Insekten-Fadenwurm, verlassen haben, in stehendem Wasser die fortpflanzungsreife Stufe der „Wasserkälber“ oder Wasserfadenwürmer erreichen.

Einheimische Fadenwürmer in höheren Thieren und Menschen.

Die Reihe der einheimischen Fadenwürmer weist auch einige Arten nach, welche in höheren Thieren, ja sogar im Menschen als Parasiten gefunden wurden; so im Blute mancher Säugethiere, einmal in dem Hirn mehrerer eben aus dem Ei gekommener gemeinen Eidechsen. —

Man kennt schon längst einen „Pferde-Fadenwurm“ von mehreren Zoll Länge, der in der Bauch- und Brusthöhle, im Zellgewebe, selbst im Auge von Pferden gefunden wurde, und ebenso im Auge des Rindes. Man kennt Fadenwürmer in Seefischen, Lachsforellen, Häringen. Ebenso sind Fälle von Fadenwürmern im Auge und andern Organen bei den Menschen beobachtet worden, die jedoch zu den Seltenheiten gehören.

Parasiten im Wasser.

Doch, es genüge an dem Bisherigen, um die Möglichkeit zu beweisen, daß Parasiten, deren Keime oder Eier oder Jugend-Zustände dem Wasser angehören, oder die im Wasser eine Zeitlang fort existiren können, in das sie, wie also zunächst in stehenden Gewässern von den Mutterthieren ursprünglich abgesetzt, oder vom Regen zusammengeflößt werden, — daß solche Wasser-Parasiten gar wohl mit diesem, wenn es von Thieren oder Menschen getrunken, oder sogar als Wasch- oder Badwasser benützt wird, in den Leib derselben einwandern und dort, nach Maßgabe ihrer Natur, Gesundheitsstörungen verursachen können.

Sorge für reines Trink- und Nutzwasser.

Es möge hieraus hervorgehen: daß eine der ersten Sorgen der Gesundheitspolizei die Sorge für reines oder gereinigtes Trink-, Koch- und Nutzwasser aller Art sein muß, wie denn durch die neue Wasserleitung in Stuttgart, welche filtrirtes Flußwasser gibt, aus welchem durch das Filtriren alle solche thierische und andere Schädlichkeiten und Unreinigkeiten gründlich entfernt werden, in dieser Beziehung wohlthätig gesorgt ist; — daß es aber auf der andern Seite eine an Gewissenlosigkeit gränzende Nachläßigkeit und Sorglosigkeit genannt werden muß, wenn Trinkwasser aus stehenden Gewässern herbeigezogen, oder auch anderes, reines Quellwasser, wenn es für den Bedarf nicht reicht, ohne Weiteres mit See- oder Sumpfwasser vermengt wird.

Trichinen.

Viel wichtiger, als die bisher erwähnten Parasiten, ist in neuerer Zeit ein der äußern Gestalt nach den Fadenwürmern sich anreihender, wegen seiner Kleinheit und daher

auch geringen Dicke „Haar-Wurm" genannter, menschlicher Parasit, die Trichine, geworden, dessen Natur daher auch vorzugsweise beobachtet und dadurch mit überraschenden Entdeckungen aufgehellt worden ist.

Dieser Parasit wurde zuerst zu Anfang der dreißiger Jahre in England in zwei menschlichen Leichen entdeckt. In England soll die Trichine überhaupt häufig zu Hause sein, oft Tausende in einem Muskelstück von Quadrat-Zoll-Größe; vielleicht in Folge des halbrohen Roast-beefs, bestehend in einem ganzen oder halben Rinder-Ziemer.

Dem Tode der Patienten, an denen man die erste Entdeckung machte, war eine lange Krankheit mit großer Abmagerung, jedoch ohne Lähmung oder andere wesentliche Störungen der Muskel-Thätigkeit vorausgegangen. Das Muskelfleisch zeigte sich durchsäet mit einer Unzahl kleiner länglicher Bläschen oder Körnchen von 1/5 Linie Länge und 1/10 Linie Dicke, also fast mikroskopisch klein, nur durch ihre Menge und hellere Farbe vom Fleisch auch dem bloßen Auge bei genauem Ansehen unterscheidbar. In der durch das verdichtete Zellgewebe der Herberge gebildeten Blase fand sich je ein spiralförmig zusammengewundenes, kleines Würmchen (selten 2—3 beisammen) und manche dieser Blasen erschienen sogar durch Ablagerung von Kalkmasse verhärtet, ähnlich den Eischaalen der Vögel. Das Würmchen erschien von etwa 1/2 bis 1 Linie Länge und verhältnißmäßiger Dicke. Herausgenommen aus der Blasenhülle, zeigten sie nicht sehr lebhafte Bewegungen von Aufrollen und Auseinanderrollen;

Trichinen-Epidemieen.

Seitdem wurden solche eingekapselte Trichinen an verschiedenen Orten oft in großer Zahl in sehr vielen menschlichen Leichen gefunden, ohne daß ein Zusammenhang der Anwesenheit dieser Parasiten mit der vorhergegangenen Krankheit geahnet oder mit Wahrscheinlichkeit vermuthet worden wäre; bis endlich seit 1860 Fälle von Erkrankungen meh-

rere Personen gleichzeitig und nach gemeinschaftlichem Genuß von Fleischpräparaten, wie Schinken, Cervelat-, Blutwürsten u. a. vorkamen und die mit diesen Speisen angestellten Versuche die Trichinen nicht nur als die eigentliche und alleinige Ursache der Erkrankung und des Todes solcher Patienten mit Sicherheit herausstellten, sondern auch zu vielfacheren Untersuchungen und Versuchen über die Natur und die Uebertragbarkeit der Trichine Veranlassung gaben. So wurden epidemische Erkrankungen durch Trichinen bei Dresden, im Fürstenthum Waldeck, zu Plauen, im Magdeburgischen, zu Quedlinburg, Calbe an der Saale, zu Weimar, auf Rügen, auch auf einem Hamburger Schiff, und zwar stets in Folge von Präparaten aus geschlachteten Schweinen, nach und nach bekannt und näher untersucht. In manchen dieser Fälle waren es zunächst und vorzugsweise die Schlächter selbst, welche erkrankten und man fand als Ursache hievon die Gewohnheit derselben, von dem frischen Fleisch bei dem Schlachten etwas zu versuchen, das Messer abzustreichen und das so gewonnene Material zur Probe in den Mund zu nehmen. Auch die in Norddeutschland häufige Leckerei, geschabtes rohes, insbesondere Schweinefleisch auf Brod gestrichen zu genießen, wurde als hauptsächliche Ursache solcher Trichinenerkrankungen erkannt.

Der Hettstedter Fall.

Das traurigste Aufsehen hat aber dieses kleine Parasitenthier zuletzt durch die in öffentlichen Blättern hinlänglich verbreitete Krankengeschichte zu Hettstedt bei Eisleben erregt, wo im Spätjahr v. J. gegen 150 Menschen nach dem Genuß von Würsten (sog. „Schmorwürste", nach Anderen „Schwartenmagen") erkrankten, die von einem geschlachteten Schwein bereitet und in vielleicht festlicher Mahlzeit jener Zahl von Gästen aufgetischt worden waren. Zwanzig der Erkrankten sollen gestorben sein, dagegen, wenn es wahr ist, diejenigen Esser am wenigsten durch das Erkranken gelitten

haben, welche bei dem Wurstessen Branntwein getrunken hatten; was, die Richtigkeit dieser Angabe vorausgesetzt, etwa durch die, den Eiweißstoff, aus dem jene Organismen zunächst bestehen, gerinnen machende Eigenschaft des Alcohol, oder durch eine andere, den Trichinen vielleicht bezüglich der Bruten-Entwicklung ungünstige Wirkung desselben, erklärt werden könnte.

Vorkommen der Trichinen.[1]

Seit den bisher genannten Fällen von Trichinenvergiftungen sind nun alle früheren Beobachtungen seit 30 Jahren über die Trichinen zu Rathe gehalten und mit trichinenbehaftetem Fleisch die genauesten Untersuchungen und Versuche angestellt worden, deren Resultate sich in Folgendem kurz zusammenfassen lassen.

Die *Trichina spiralis Ow.* ist als Fleischparasit vorzugsweise dem Schweine angehörig, fand sich aber auch schon im Fleisch von Tauben u. a. Vögeln und (mit vielleicht verwandten Arten) in Bauch- und Brust-Wandung verschiedener anderer Thiere, Fledermaus, Maulwurf, Wiesel, Igel, Katze, verschiedener Vögel, Krähen, Dohlen, Habichten, auch in Eidechsen und Fröschen. Erst wenn der eingekapselte Fleischparasit in den Magen und Darmkanal einer andern Herberge mit dem Fleisch der ersteren gelangt, wird die Kapsel durch Verdauung aufgelöst, der Wurm wird frei, erreicht hier in unglaublich kurzer Zeit, schon in wenigen Tagen, seine Fortpflanzungsreife mit einer Unzahl lebender Bruten (mehrere 100 von einem Mutterthier, wie es scheint sogar in wiederholten Editionen,) und diese bohren sich dann durch die Darmwände hindurch in die Bauchhöhle, um sich von da aus in die übrigen Körpertheile und zwar ausschließlich in das Muskelfleisch, oder das „Magere", wie es nach dem Schlächterausdruck bezeichnet wird, nur mit Ausnahme des Herzens und mit Vermeidung aller Fettablagerungen, auch der Leber, zu ver-

breiten und dort nach einiger Zeit bis auf Weiteres wieder eingekapselt zu werden, wo sie dann zwischen den Fleischfasern (die sie wohl anfänglich auch zu benagen und entzwei zu trennen scheinen) im eingekapselten Zustand als Körnchen von Grassamen- oder Silbersandgröße ruhig liegen.

In diesem eingekapselten Zustande in den Muskeln scheinen sie keine gesundheitsschädlichen Folgen zu haben; vielmehr ist die Einkapselung als eine Art von Heilungsprozeß zu Unschädlichmachung der in das Fleisch eingedrungenen Würmchen anzusehen. Dagegen scheint zunächst die Arbeit des Durchbohrens durch die Wände des Darmkanals, durch das Zwerchfell, durch die Wandungen der Bauchhöhle und der Brusthöhle und dann durch die Muskeln hindurch, und eine damit entstehende Entzündung, sowie andere gewaltige Störungen im Verdauungs- und Ernährungs-Prozeß, die eigentliche Trichinenkrankheit zu bilden, welche, wie die früheren und zuletzt die Hettstädter Erfahrungen lehrten, mit gänzlicher Appetitlosigkeit, mit Symptomen des Rheumatismus, des Gliederwehs, des Durchfalls, der Lähmung und endlich des Typhus bei übergroßer Zahl solcher Darmtrichinen und, in deren Folge, solcher bohrenden Muskeltrichinen, in kurzer Zeit tödtlich wird.

Seltenheit tödtlicher Trichinenvergiftungen.

Daß der eclatante Hettstedter Fall einer Trichinen-Vergiftung bei einer so großen Zahl von Menschen einen panischen Schrecken überall, wohin die Nachricht drang, verursachte und auf den Consumo von Schweinefleisch sehr merklich zurückwirkte, ist eine sehr erklärliche Erscheinung.

Allein, wenn auch anzunehmen ist, daß dieser Parasit auch schon früher solche, nur in ihren Ursachen verkannte Menschen-Vergiftungen hervorgebracht haben möge, die dann eben für bekannte rheumatisch-gastrische oder thyphöse Krankheiten 2c. galten, so sollte schon in dem Umstand, daß seit mehr als dreißig Jahren, seitdem man diesen Parasiten ent-

deckte und beobachtete, die, erst seit 1860 bekannt gewordenen epidemischen Trichinenerkrankungen von Menschen, Fälle mit tödtlichem Ausgang mit sich brachten, einiger Beruhigungsgrund für die Seltenheit dieser tödtlichen Erkrankungen liegen.

Die Trichinenkrankheit ist keine „Epidemie".

Dabei ist ferner nicht zu verkennen, daß die bis jetzt bekannt gewordenen „epidemischen" Fälle von Trichinenkrankheiten, also von gleichzeitigen Erkrankungen einer größeren oder geringeren Anzahl von Menschen an einem Orte, von ganz anderer Entstehungsart sind, als andere Epidemieen, deren Ursachen mehr oder weniger im Witterungsgang (Ruhr, Katharrh ꝛc.), in Einschleppung durch angesteckte Patienten (Pest, Cholera, Typhus), überhaupt also in allgemeinen äußeren Einflüssen gesucht werden, denen man nicht so leicht entgehen kann. Die Trichinenkrankheit kann immerhin eher eine „Vergiftung" genannt werden, da sie weder durch Berührung, noch durch Ausdünstung des Krankenzimmers u. s. w., ansteckend ist, sondern einzig und allein von dem Genuß rohen trichinenhaltigen Fleisches herrührt und blos diejenigen Individuen befällt, welche davon genossen haben. In diesem Sinne paßt daher der Ausdruck „Epidemie" ebensowenig auf die Trichinen-Infektion, als er z. B. auf Fälle passen würde, wo durch eigentlich vergiftete Nahrungsmittel, z. B. mit Giftfarben gefärbte Bonbons, mit Kupfervitriol gebleichtes Brod u. s. w., oder durch arsenik-getränkte Kerzendochte, eine große Zahl von Menschen im eigentlichen Sinne vergiftet wurde. Schon hierin liegt unstreitig ein weiterer wesentlicher Beruhigungsgrund, indem die Infektion durch Vermeidung ihrer einzigen Ursache, nämlich des Genusses von trichinischem rohem oder halbrohem Fleisch, ebenso vermeidbar ist, wie jede Art von eigentlicher Vergiftung durch Vermeidung des Giftes.

Heilung der Trichinenkrankheit.

Die Krankheitserscheinungen bei einem, von genossenem rohem, trichinenhaltigem Fleisch inficirten Individuum bestehen, wie oben schon angedeutet, nur in der an sich kurzen Periode des Durcharbeitens der, im Verdauungscanal erzeugten Bruten durch den Organismus hindurch, bis zu ihrer Einkapselung, nach welcher sie unschädlich geworden sind. Ein Mittel, wodurch die in das Muskelfleisch bereits eingedrungenen, freien oder eingekapselten Trichinen getödtet würden, ist bis jetzt nicht aufgefunden. Dagegen werden sich unstreitig die, aus dem genossenen, trichinenhaltigen Fleisch durch die Verdauung befreiten Mutterthiere ebenso, wie andere Darmparasiten, durch geeignete Arzneimittel sicherlich abtreiben lassen. Da aber die Erkrankung erst durch die Arbeiten der Bruten beginnt und die Erzeugung der letzteren immer erst mehrere Tage nach dem Freiwerden der Mutterthiere geschieht und längere Zeit fortdauern kann, so besteht die eigentliche Gefahr der Trichineninfektion in dem *Mißkennen der eigentlichen Ursache*, um dem Uebel *rechtzeitig*, d. h. vor Erzeugung der Bruten zu begegnen, da der Fleischgenuß immer Tage-, selbst Wochenlang rückwärts liegt, bis die ersten ernstlichen Krankheitssymptome eintreten, welche schon von den begonnenen Minirarbeiten der Bruten zeugen, und dann eine Untersuchung der Fleischnahrung nicht mehr möglich ist, oder nichts mehr nützt.

Prophylaxis gegen Trichinen- und überhaupt Parasiteninfektion.

Dagegen liegen in einer *sorgfältigen Prophylaxis* so viele, an absolute Verhütung gränzende Sicherheitsmittel, daß es immerhin ganz unnöthig erscheint, wenn man sich an den mosaischen oder muhammedanischen Fleischspeisezettel, oder vollends an die Pflanzenkost der Hindu's fortan halten

wollte. Desto gewisser möge aber der traurige Hettstedter Fall und die vorhergegangenen als Veranlassung, oder sogar Nöthigung benützt werden, um alle die zur Prophylaxis dienenden Vorsichts- und Sicherungsmaßregeln sich zu Nutze zu machen.

Fleischschau in den Schlächtereien.

Da die Fleischtrichinen in dem Fleisch wegen ihrer Kleinheit nicht sicher mit bloßem Auge zu erkennen sind, so ist von Seiten der hervorragendsten Aerzte und Naturforscher, welche sich um die „Parasitenlehre" verdient gemacht, die Anordnung einer sanitätspolizeilichen Fleischschau mittelst microscopischer Untersuchung für nothwendig erklärt worden. Daß dieß selbstverständlich nur in öffentlichen Schlächtereien größerer Städte ausführbar wäre, ist klar; während auf dem Lande an kleinen Orten, oder bei dem sog. „Hausschlachten", bei welchem eben jene obengenannten Fälle von Trichinenvergiftungen größtentheils vorkamen, eine solche Controle nur mit großen Schwierigkeiten gehandhabt werden könnte; obgleich eine sanitätspolizeiliche Ueberwachung der öffentlichen, wie der Privatschlächtereien nach Allem, im Verlaufe dieser Darstellung Gesagten, in mehr als einer Beziehung zu den wünschenswerthesten Anordnungen der Administration zu rechnen wäre. So lange wir aber nichts der Art haben und vielleicht auch nicht so bald erwarten können, wird sich jeder Fleischesser auf seine eigene Prophylaxis zurückgeführt sehen, und es ist nun eben Zweck unserer Darstellung, denselben durch Belehrung hiezu in den Stand zu setzen.

Prophylaxis jedes Fleischessers selbst.

Wenn es auch nach dem Hettstedter Fall und den darauf angestellten Versuchen noch zweifelhaft bleibt, ob das Einsalzen und Räuchern eines trichinenhaltigen Schweine-

fleisches die darin enthaltenen, eingekapselten oder freien Trichinen sicherlich tödtet, weil z. B. Fettlagen das Eindringen der Salzlacke und des Creosots im Rauche (namentlich beim sog. Kalträuchern durch Einlegen des Fleisches in Glanzrußaufguß, oder Bestreichen mit Holzessig oder Creosot, statt Aufhängen im Rauchfang) hemmen und, je größere Fleischmassen es sind, desto unsicherer und schwächer dieses Eindringen bis in die Mitte wird; so ist doch die Kochhitze, wenn sie bis zur gehörigen Durchdringung der Fleischportion, also bis zum völligen Garwerden unterhalten wird, das absolut sicherste Präservativ, weil schon bei 50 bis 60 Grad R. die haupsächlich aus Eiweiß bestehenden Parasiten aller Art durch Gerinnen des Eiweißes in der Hitze sicher umkommen.

Vollständiges Gar-Kochen oder Braten der Fleischnahrung.

Die Versuche an Thieren mit jenen halbgeräucherten und halbgeschmorten Hettstedter „Würsten" lehrten, daß die gut durchgeräucherte und geschmorte Rinde der Würste in keinem der damit gefütterten Thiere, Ferkel, Kaninchen oder anderen, Trichinen zur Folge hatte, wohl aber die ungare und ungeräucherte innere Wurstmasse. Und diese sichere Wirkung des vollständigen Garkochens gilt ebensowohl von Schlachtfleisch aller Art und von Fleischparasiten aller Art. Ohne Zweifel ist nicht alles Fleisch des fraglichen Hettstedter Schweins zu Würsten verarbeitet, sondern manches Stück als Braten oder Kochfleisch verspeist worden, und doch redet die Geschichte bloß von einer Vergiftung durch „Schmorwürste" oder „Schwartenmagen."

Sollte vielleicht das längst bekannte und chemisch vergeblich gesuchte, tödtliche „Wurstgift" von halb- oder schlechtgeräucherten und schlecht- oder halbgesottenen Blut- und Leberwürsten vom Schweine, einer ähnlichen parasitischen Vergiftung zuzuschreiben sein?

Sorgfältige Untersuchung des thierischen Nahrungsmaterials.

Damit ist aber die Zahl der nöthigen und sorgfältigen Vorsichts- und Vorbeugungsmaßregeln in der Küche noch nicht erschöpft. Kein Schlachtfleisch irgend einer Art, insbesondere aber die Eingeweide, die Lungen, besonders die sehr häufig mit Parasiten verschiedener Art behaftete Leber (diese wurde stets von Trichinen, nicht aber von andern Parasiten frei befunden), das Gekröse, die Nieren u. s. w. sollten in der Küche auf der Oberfläche und durch Einschnitte im Innern niemals ununtersucht bleiben. Jene Blasenwürmer oder Bandwurmkeime sind durch Größe und blasse Farbe leicht zu bemerken; die Trichinenkapseln aber erfordern wegen ihrer Kleinheit ein genaueres Nachsehen mit Vergrößerungsgläsern, daher kein Schweinefleisch in den Topf wandern sollte, ohne vorher mit der Lupe untersucht zu werden. Die Anwesenheit der Fleischtrichinen verkündigt sich stets durch blasse Querstreifen der Muskelfasern, in denen sie liegen, oder durch völlige Unterbrechung derselben, was bei den Finnen nicht der Fall ist.

Vorsicht und Reinlichkeit in der Küche.

Aber auch hiemit ist eine weise Vorsicht in Küche und Vorraths-Kammer noch nicht erschöpft und schon der Umstand, daß, wie oben schon bemerkt, nach den Erhebungen der Krankheitsstatistik neben den Fleischern auch das männliche und weibliche Küchen-Personal am meisten an Bandwürmern leidet, muß dazu beitragen, diese Vorsichtsmaßregeln demselben im Interesse des eigenen Wohlbefindens eindringlich zu machen.

Es sei erlaubt, den vortrefflichen Forscher und Bearbeiter der Lehre von den Parasiten, Professor Dr. Leukhardt in seiner Schrift: die menschlichen Parasiten 2c. 1. Bd. hier selbst reden zu lassen.

„Vor allen Dingen handelt es sich bei der Prophyla-„xis um Reinlichkeit, besonders in Küche und Haus. „Man überwache den Genuß von rohen Speisen, mögen sie „thierischen oder pflanzlichen Ursprungs sein. Das Fleisch „halte man vor der Zubereitung von den übrigen Nahrungsmit-„teln, wie Brod 2c., und den gebräuchlichen Geschirren abge-„sondert. Wurst, Schinken und Fleisch, die man in kleineren „Portionen aus der Fleischbude geholt hat, unterwerfe man, „und namentlich das rohe Fleisch, einer sorgfältigen Prü-„fung. Das Wasser, und namentlich das Trinkwasser, „sei hell und klar. Hunde und andere Hausthiere entferne „man aus der Küche und dem Speisezimmer, beschränke den „Verkehr mit ihnen überhaupt auf das Nothwendige, und „stelle ihn ganz ein, sobald sich bei ihnen irgendwelche Zei-„chen von Parasiten einstellen. Die Nahrung des Hundes, „der Katze 2c. bestehe vorzugsweise aus gekochtem Material, „niemals aber (wie in Schlächtereien) aus den Abfällen ge-„schlachteter Thiere. Die thierischen Auswürfe der sämmt-„lichen Hausthiere (namentlich des Schweines) müssen an un-„zugänglichen Orten aufgestapelt werden und etwa in den-„selben bemerkbare Parasiten (besonders Bandwürmer) rasch „entfernt und durch Hitze getödtet werden."

Verbesserung der Cloake. Entsumpfungen.

Auch die menschlichen Cloaken müssen mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich verwahrt werden, damit die Bruten und Eier menschlicher Parasiten sich nicht auf Thiere verbreiten können.

Es ist wirklich zu verwundern, daß dieser für die öffentliche Salubrität so hochwichtige Gegenstand in Städten, in denen es (wie in Stuttgart leider noch immer), an zwei Lebenselementen, Wasser und Luft fehlt, so wenig von den Behörden beachtet wird, und den Einreden unberechtigter, nur durch Gewohnheit verwöhnter Bezieher des Düngers allzuviel Nachsicht gezollt

wird. Dadurch kommt es, daß die nach Convenienz und Bequemlichkeit der Bezieher meist nur theilweise vorgenommenen und daher allzuhäufigen Entleerungen in jeder Jahreszeit jede Nacht über die Luft verpesten, statt daß durch Concessionirung einer Compostbereitung die Abfuhr durch bewegliche Kästen auf Rädern, die durch gleiche, leere ersetzt werden, auf einmal und ohne Luftverpestung bewerkstelligt werden könnte.

Wo Cloaken ins Wasser ausmünden (wie im vorigen Jahr in Ulm hiedurch eine Vergiftung einer Trinkwassercisterne vorkam), sind Wurm- und andere Krankheiten einheimisch; wo stehendes Wasser ist, da ist z. B. der Bandwurm einheimisch, und dieses Uebel hörte da auf, wo die Sümpfe und Gräben entfernt wurden. Seitdem die Sümpfe im benachbarten Neckarthal entfernt wurden, hörten die endemischen Krankheiten in den benachbarten Ortschaften auf.

Gefährliche Thorheit des Schlachtens erkrankter Thiere — noch einmal.

Das Hettstedter Schwein, die Ursache des Unheils, soll nach den Berichten von daher krank, kreuzlahm gewesen sein, und habe zur Schlachtbank gefahren werden müssen. Hieraus folgt eine weitere, selbst gesundheitspolizeilich zu handhabende Prophylaxis, nämlich die schon oben angeführte:

Daß es die größte Thorheit, wie Gewissenlosigkeit ist, erkrankte Schlachtthiere für eigenen oder fremden Genuß noch vor dem natürlichen Tode zu schlachten, geschweige denn das Fleisch ꝛc. natürlich gefallener Thiere heimlich, namentlich für die Wurstbereitung zu benützen.

Ob das ungarische Schwein eine verderbte Race sei?

Ueber den Hettstedter Fall wird noch ferner berichtet, daß das kranke Schwein ungarischer Race gewesen sei.

Wäre dieß der Fall gewesen, so wäre der Schluß auf eine Racenverschlechterung doch viel zu schnell. Wenigstens ist nicht bekannt, daß in Ungarn Wurmkrankheiten aller Art und vollends die Bandwurm- und Trichinen-Krankheit vorzugsweise vorkommen, was doch die nothwendige Folge einer behaupteten Racenverschlechterung und damit zusammenhängenden Behaftung mit Parasiten sein müßte. Wäre der Vorwurf aber auch gegründet, daß die ungarischen Schweine häufiger Fleischparasiten, namentlich Finnen, als andere Racen in sich führen; so ist es immerhin wahrscheinlicher, daß sie diese auf dem Landtransport bei kärglicher Nahrung, durch heißhungriges Auffressen jeden Unraths in sich bekommen, als in ihrer Heimath, wo sie halbwild im Freien aufwachsen. Oder wäre es auch möglich, daß der Vorwurf nur auf die in den Sumpfniederungen der Theiß und Donau gezogenen mit Recht gälte, und sie die Keime oder Eier aus dem Sumpfwasser, oder durch die von ihnen verzehrten Sumpfthiere, Frösche, Fische, Insekten 2c. überkommen.

Dringende Nothwendigkeit der Einführung naturgemäßer Thier- und namentlich Schweinezucht — noch einmal.

Es ist eine auf den genauen Untersuchungen der Naturforschung unserer Tage beruhende Thatsache, daß das gezähmte Schwein überhaupt, gleichviel welcher Race und im Gegensatz gegen das Wildschwein, nicht bloß die Finne des Menschen- oder Kettenbandwurms, sondern überhaupt die meisten menschlichen Parasiten beherbergt.

Die wesentlichste und wichtigste Prophylaxis muß aber in einer Verhütung der Ansteckung der Schlachtthiere durch Parasiten, insbesondere des Schweines gesucht werden. Diese Thatsache führt uns nach unserer Erörterung über die Parasiten von selbst auf unsere obige,

ebensowohl in menschenschutz- wie in thierschutz-freundlicher Absicht gepflogene Erörterung über die Zucht der Schlachtthiere und namentlich die colossalen Fehler in Zucht und Haltung des Schweins zurück.

Halten wir die oben erwähnte, durch die neuere Forschung als Naturgesetz festgestellte Thatsache von einem Zusammenhang zwischen fleischfressenden Thieren und ihren geschlechtsreifen Darmparasiten einerseits, und den jenen Raubthieren zur Nahrung dienenden Thieren und den von diesen beherbergten Keimen oder Jugend-Zuständen eben dieser Raubthierparasiten andererseits, zu Rathe, eine Thatsache, die sich am häufigsten und auffallendsten auch in dem Zusammenhang der Schweinsfinne und dem Menschen-Bandwurm, sowie der Schweins-Muskeltrichine und der Menschenvergiftung durch Trichinen, ausgeprägt; so muß die nächste und unumstößlichste Schlußfolgerung die sein:

Daß ebenso, wie die unentwickelteren Fleischparasiten des Schweins mit dem Genuß des Schweinefleisches in den menschlichen Organismus kommen und sich hier zu geschlechtsreifen ausbilden, so hinwiederum die Eier und Keime oder Bruten ebenderselben Parasiten vom Menschen sich wieder auf das Schwein übertragen müssen.

Der an Beweisführung grenzende Erklärungsgrund hievon ist nicht weit zu suchen, wenn das oben bezüglich der grenzenlosen Unfläthigkeit in Zucht, Haltung und Pflege des Schweins Gesagte ins Auge gefaßt und die Reinlichkeit in der Küche, als erste Bedingung der Prophylaxis gegen Parasiten-Infection des Menschen, nur einigermaßen auch auf die Haltung dieser Thiere, also auf Reinlichkeit im Schweinstall, angewendet wird.

Da nun aber jeder Abfall in der Küche, gleichviel ob pflanzlichen oder thierischen Ursprungs, jedes Abwasch- und Spülwasser, die Abfälle der geschlachteten Thiere, die rohen Eingeweide derselben mit ihrem Inhalt, gleichviel

ob Darmparasiten und ihre Bruten darin sind oder nicht u. s. w., in den Kübel zusammengeschüttet und dem Thiere in den nie ausgewaschenen Trog im Stall geschüttet werden: so ist es wahrlich nur zu verwundern, daß nicht alle Schweine der Infection durch Parasiten unterliegen. Jedermann kann sich überzeugen, wie in Dörfern die Schweine, wenn sie ab und zu aus ihrer Gefangenschaft losgelassen werden, von dem Schweinzüchter recht gerne, ja mit Absicht auf die Düngerstätte gelassen werden, welche sehr häufig auch das Reservoir des Abtritts im Hause ist. Sollte die hiemit fast nothwendig gegebene Infection des Hausthiers mit Eiern und Bruten menschlicher Parasiten noch einer weiteren Ausführung bedürfen? Sollte noch weiter nachgewiesen werden müssen, wie durch Fütterung des Schweins Seitens des Schlächters mit den rohen Abfällen anderer Schlachtopfer, die Keime der darin enthaltenen Parasiten von erster Hand demselben zugeführt werden, sollte wiederholt werden müssen, wie die Gefangenhaltung des Mastschweins im Stall voll Unraths das Thier fast nöthigt, die in diesem enthaltenen Parasitenbruten wieder in sein eigenes Futter zu bringen?

So lange dieses Laster der Unreinlichkeit, nicht des Thiers, sondern des „vernünftigen" Menschen, dem sich der Züchter und Mäster und Schlächter doch wohl auch wird zuzählen wollen, fortdauert;

so lange die „rationelle" Thierzucht über diese Mißhandlung und Vernachläßigung eines der nützlichsten Hausthiere vornehm wegsieht;

so lange die Sanitätspolizei zu dieser methodischen Parasiten-Infection desselben schweigt;

so lange die Mitglieder des ehrsamen Fleischergewerbes nicht vor dem Ankauf des Schlachtthiers vor allen Dingen den Stall in ihrem eigenen Geld- und Gesundheits-Interesse inspiciren und sich von der Nährung und Haltung überzeugen, bei Wahrnehmung von

Ungehörigkeiten aber das Thier dem Besitzer zurücklassen: —

so lange alles dieß fortdauert, wird auch die genannte Thatsache einer leidigen Correspondenz zwischen Menschen- und Schweinsparasiten mit allen ihren bedenklichen und gefährlichen Consequenzen nicht aufhören.

Schluß.

Was folgt nun aus dem Gesagten?

1) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, Rinder, Kälber, Schafe, Schweine zu übertreiben, mit Hunden zu hetzen, geknebelt und aufeinandergeschichtet auf schlechtem Lager und schlechten Fuhrwerken und Wegen, in Hitze und Frost, herzuführen.

2) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, das Großvieh tagelang ohne Nahrung und Schutz gegen Hitze und Frost mit abwärts gefesselten Köpfen auf den Viehwaggons zu führen; der Viehtrieb in mäßigen Tagreisen mit guter Fütterung über die Nachtzeit ist weit vorzuziehen.

3) Es ist eine Thorheit und Barbarei, die Schlachtthiere zu Ersparniß des Futters vor dem Schlachten hungern und dürsten zu lassen, sie körperlich zu mißhandeln, sie abzuängstigen, zu Affecten zu reizen 2c.

4) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, beruhend auf einem durch Nichts gerechtfertigten Vorurtheil, daß das Schlachten der Schlachtthiere lediglich durch langsames Verbluten geschehen müsse, statt die Thiere schnell, augenblicklich, wie das Wild, durch Schuß oder Genickfang zu tödten.

5) Es ist eine grenzenlose Thorheit und ganz zwecklose Grausamkeit, die Schlachtthiere, Schweine, Kälber, Schafe, sowie das Geflügel vor dem Schlachten stundenlang kopfüber aufzuhängen, in der thörichten Meinung, das Blut hiedurch gründlicher abzapfen zu können.

6) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, das Kleinvieh, Kälber, Schafe, Zicklein, Schweine lediglich durch Stechen in den Hals zu schlachten, statt sie zuvor wenigstens durch einen Schlag auf den Kopf, wie das Großvieh, zu betäuben.

7) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, die jungen Schlachtthiere, Kälber, Zicklein, Lämmer, so lange sie noch saugen, zur Schlachtbank zu verkaufen.

8) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, das Groß- und Kleinvieh und Geflügel in dumpfen Ställen, mit Entziehung aller Bewegung im Freien, zu mästen.

9) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, zu meinen, daß das Schwein die Unreinlichkeit liebe und dasselbe hienach mit unreiner schlechter Nahrung und in schlechten Ställen eingesperrt zu mästen, dasselbe methodisch zur Heckstätte menschlicher Eingeweidewürmer zu machen, statt dem das reine Wasser liebenden Thiere diesen Genuß so häufig als möglich zu verschaffen und dasselbe mit reinlicher Nahrung zu versehen.

10) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, das Geflügel durch den Hals oder sogar die Ohren zu „stechen" und langsam verbluten zu lassen, oder das Genick zu durchschneiden, statt den Kopf schnell und ganz abzutrennen.

11) Es ist eine Thorheit und Grausamkeit, lebendem Geflügel (namentlich Gänsen, Enten) die Federn auszurupfen, selbst wenn dieß unmittelbar vor dem Schlachten geschehen sollte, das Geflügel u. a. kleinere Thiere an Flügeln und Füßen zu transportiren.

12) Es ist eine den „Schützen" entehrende Barbarei, lebende Thiere zur Zielscheibe einer Schießübung zu machen.

13) Es ist eine Thorheit und grenzenlose Barbarei, die Schlachtthiere jeder Art zu übermästen, sie dabei einzusperren, das Geflügel durch gewaltsames Einstopfen von Nahrung im Uebermaß mästen zu wollen; weil es dadurch methodisch krank gemacht wird.

14) Es ist Thorheit und Barbarei, die am Ende zur menschlichen Nahrung bestimmten Nutz- und Arbeits-Thiere durch Nachläßigkeit oder aus Bosheit zu schinden, z. B. das Schaf bei der Schur durch schlechte Scheeren, durch Waschen, Scheeren und darauf Transport zu kalter Jahreszeit, durch Pförchen unter Tags im hohen Sommer, das Melkvieh, namentlich das trächtige durch harte Feldarbeit zu mißhandeln.

15) Es ist Thorheit und Barbarei, schlechte Schützen zu Jagdpächtern zu machen, die Schuljugend zum Lerchenfang ꝛc. anzuhalten, Vögel und Hasen mit Leimruthen und Schlingen zu fangen, lebende Thiere als Köder zu brauchen.

16) Es ist Thorheit und Barbarei, den lebenden Fröschen die Schenkel abzureißen oder abzuschneiden, um diese zu einer immerhin verdächtigen Leckerei zu benützen.

17) Es ist Thorheit und Barbarei, Fische lebend abzuschuppen, auszuwaiden und zu zerstückeln, sie im Trockenen langsam absterben zu lassen, kleine Fische, Krebse, Schnecken in kaltem Wasser zuzusetzen, die geangelten Fische nicht alsbald zu tödten, lebende Köder anzuwenden.

18) Es ist Thorheit und Barbarei, in der Thierzucht nicht alle Vorsicht gegen Infection durch Parasiten zu beobachten und zuletzt der Infection des Menschen damit Thür und Thor zu öffnen.

* * *

Statt einer Vorrede.

Vorstehende Arbeit ist eine weitere Ausführung eines, schon i. J. 1838 der Oeffentlichkeit übergebenen Artikels (allg. Anzeiger der Deuschen Nr. 151, Schwäb. Merkur vom gleichen Datum) „über schädliche Mißhandlung der zur menschlichen Nahrung bestimmten Thiere,“ dessen Tendenz hauptsächlich eine Abstellung des gewaltsamen Mästens war. Die damals erhobene Stimme hatte auch in Württemberg und dem Auslande in weit verbreiteter Unterlassung dieses gewaltsamen Mästens den schönsten Erfolg gehabt, bis sie — vergessen war.

Die thätige Wirksamkeit des württembergischen Thierschutzvereins und der Umstand, daß der Verf. zum Anschluß an dieselbe berufen wurde, veranlaßten ihn, die früher erhobene Stimme aufs Neue zu erheben und in weiterer Ausarbeitung des alten Themas eine Zusammenstellung der hervorragendsten Verkehrtheiten und Mißbräuche in Behandlung der zur menschlichen Nahrung dienenden Thiere zu unternehmen, durch welche in gemeinfaßlicher Weise die thierschutzfreundliche neben der sanitätspolizeilichen Seite des behandelten Themas hervorgehoben und die von der Wissenschaft dargebotenen physiologischen, pathologischen, diätetischen und naturwissenschaftlichen Momente zum Verständniß des „Publikums“ gebracht werden sollten. Daß die mit dem behandelten Thema aufs Innigste zusammenhängende „Parasitenlehre“ in diesen ihren Berührungspunkten mit berücksichtigt wurde, wird keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn gleich die Trichinenfurcht manche ähnliche Warnungs- wie Beruhigungsschriften bereits hervorgerufen hat.

Der Verf. bekennt dabei offen, daß er, zwar keineswegs im Gegensatz gegen die Tendenz der heutigen Thierschutzvereine, auf dem Wege der religiösen und moralischen Zusprache und Belehrung zu wirken, vielmehr in der Absicht, diese Wirksamkeit kräftig zu unterstützen, einen weiteren Hebel anzusetzen gedachte, der ihm in dem persönlichen Gesundheits- und Geld-Interesse einen sichereren Ansatzpunkt und eine „breitere Grundlage" darzubieten schien, als eine doch nicht allgemein voraussehbare Receptivität für sittlich-religiöse, wenn gleich in Vernunft und Schrift fest wurzelnde Gründe. Eine unbefangene Prüfung wird finden, daß in diesem Bestreben, durch Entleidung thörichter Leckerei zu wirken, Nichts in wohlmeinender Absicht übertrieben ist, sondern bewährte Thatsachen nur in ihrer nackten, objectiven Wahrheit zu Rathe gehalten sind.

Die sanitätspolizeiliche Seite des Thema aber dürfte vielleicht denn doch verdienen, daß die Königlichen und die Gemeinde-Behörden die in dieser Beziehung vorzugsweise ihnen gewidmete Schrift wenigstens nicht ganz unbeachtetet lassen werden.

März 1864.

Dr. T. P.

[illegible] daß er zwar keineswegs [illegible] heutigen Thierschutz [illegible] und moralischen Zu- [illegible] vielmehr in der Absicht, [illegible] einen weiteren [illegible] dem persönlichen Ge- [illegible] höheren Anknüpfungspunkt [illegible] darzubieten schien, als eine [illegible] für sittlich [illegible] und Schrift fest wurzelnde [illegible] finden, daß in [illegible] durch Vorführung thörichter Ziererei zu [illegible] in vollkommener Absicht übertrieben ist, [illegible] nur in ihrer nackten objectiven [illegible] sind.

Die [illegible] Seite des Thema [illegible] doch verdienen, daß die Königlichen und die Gemeinde-Behörden die in dieser Beziehung vorzugsweise ihnen gewidmete Schrift wenigstens nicht ganz unbeachtet lassen werden.

[illegible]

Dr. [illegible]